3 1761 07394626 1

PT
2362
H75J8

No 58

Kath. Lesegesellschaft Munderkingen

Katholische
Tröſteinſamkeit.

Begründet

von

Johannes Laicus,

fortgeſetzt

von

J. Holzwarth.

Achtes Bändchen.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1856.

Der Judenknabe.

Eine alte Marienlegende

von

J. Holzwarth.

Schildereien

aus

dem Pfarrerleben

von

Johannes Clericus.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1856.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/derjudenknabeein00holz

Der Judenknabe.

Nun hört von uns're Fraue gut,
Wie daß in mütterlicher Hut
Sie ihre treuen Diener pflegt
Und gnädig auf den Händen trägt,
Davon ich Viel zu sagen habe.

Es war ein Mann mit reicher Habe,
Ein Jud gesessen unter Christen,
Der nach der Juden kühnen Listen
Mit Wucher Goldes viel gewann.
Dem ungläubigen Mann
Seine Hausfraue einen Sohn gebar.
Als dieser um sein achtes Jahr
In tugendlicher Art erschien,
Da trug der Vater gegen ihn
Ein holdes Herz und dachte d'ran,
Wie daß er klug es könnt' bereiten,
Daß auf der Ehren stolze Bahn
Sein Söhnlein kommen möcht' beizeiten.
Er dachte an der Christen Lehren
Und sprach: „Ich will's ihm nicht verwehren,
Daß zu der Christenschul' er geht
Und lern', was in den Büchern steht.

Wenn er geworden dann ein Mann
Und mit den Pfaffen reden kann
Von ihren Büchern zu Latein,
Das mag ihm wohl von Nutzen sein.
Im schlimmsten Falle kann's nicht schaden,
Wenn er auch fünf und noch mehr Jahr
Die Christen hat zu Kameraden."

So bracht' er ihn zur Schule dar,
Zu Christenkindern in der Stadt.
Den Meister er mit Fleiße bat,
Daß er des Kindes sorglich pflege,
Damit es lerne gute Wege
In seiner Zucht und treuen Hut.
Er sprach: „Ich trage solchen Muth
Zu Euch, als wie ein Vater mag
Zu seines Kindes Lehrer tragen.
Ich will den Lohn Euch nicht versagen,
Weil ich des Gutes wohl vermag."
Der Meister seinen Lohn empfing;
Der Judenknabe aber ging
Zur Kirch' und Schule mit der Schaar
Der Christenknaben manches Jahr.

Nun war ein Bild von Unsrer Frauen
Am Kirchenthor in Stein gehauen.
Wenn hier die Schaar vorüberging,
Maria ihren Gruß empfing.
Und hätt' ihn Einer ihr verwehrt,
Des Lehrers Stock hätt' ihn gelehrt,
Die Himmelskönigin zu grüßen;
Mit Schlägen müßt' er's reichlich büßen.

Der Judenknabe wußte nicht,
Was dieses süße Bild bedeute,
Doch that er wie die andern Leute
Und neigte tief sein Angesicht;
Es zwang die Angst vor Schlägen ihn.

So ging es Jahr und Tage hin,
Bis daß er endlich gern erfahren
Den Grund vom seltsamen Gebahren.
Als er nun einst zu guter Stund
Von den Kam'raden Einen fand,
Der bei dem Frauenbilde stund,
Und der sein bester Freund gewesen,
Mit dem er aus dem Buch mußt' lesen;
So gab er freundlich ihm die Hand
Und sagte: „Lieber, sage mir,
Als ich dich bitt', was meinen wir,
Daß wir das Frauenbild begrüßen
Und uns davor verneigen müssen?"

„Eya, du lieber Bruder mein,
Wie? Kannst du Das nicht selber schauen?
Das ist das Bild von Unsrer Frauen,
Der du mußt unterthänig sein.
Maria heißt die holde, süße,
Die in der fröhlichen Christnacht
Den lieben Heiland uns gebracht.
Die süße Mutter allzeit grüße,
Und wo ihr Bild vorhanden ist,
Da neige dich zu aller Frist!
Sie kann vor Sünde dich bewahren;
Und wo dir Leides will gescheh'n,

Da wird Maria bei dir steh'n
Mit starker Hilf' der Engelschaaren.
Sprich „Ave, liebe Mutter mein,
Ich will dein treuer Diener sein!"
Dann aber mußt du festiglich
In treuem Glauben Alles halten,
Was immer lehrt die Kirche dich,
Die Gottes Güter muß verwalten
Im Erdenreich an seiner Statt.
Eya, mein lieber Bruder siehe!
Das holde Kindlein, das Marie
Auf ihren Armen trägt, das ist
Der süße Heiland Jesus Christ.
Wenn dir 'was fehlt, so sag's Marien,
So neigt sie sich vor ihrem Sohn,
Der Gott ist auf dem höchsten Thron;
Und Alles wird dir gleich verliehen."

Das Judenkind da minniglich
Verneigte vor dem Bilde sich
Und sprach mit Andacht: „Sei gegrüßt,
Du Mutter der Barmherzigkeit,
Die unser Leben uns versüßt,
Ich grüße dich für alle Zeit
Maria, Himmelskönigin,
Beschütze mich in Freud und Leid,
Und von dem bösen Feind mich scheid',
Weil ich dein treuer Diener bin,
Der dich mit Herz und Mund verehrt.
Ich glaub' auch Alles fest und gern,
Was immer mich die Kirche lehrt,
Von dir und deinem heiligen Herrn,

Der Gott und doch dein Kindlein ist,
Mein süßer Heiland Jesus Christ.
O Alles, was mein Herz begehrt,
Das sei mir gern von dir gewährt,
O Ave, liebe Mutter mein,
Ich will dein treuer Diener sein!"

So sprach der Judenknabe laut,
Und hat zum Bilde aufgeschaut
Mit minniglichem Liebesblick.
Und wo er ging und wo er stand,
Da dacht er an das süße Glück,
Der Mutter Gottes zu gehören;
Und betend hob er oft die Hand,
Wenn er von Leuten ferne war,
Und sie allein ihn konnte hören,
Für die er bracht sein Ave dar.
Da fiel er dann auf seine Kniee
Und sprach: „Gegrüßet seist, Marie!"
So oft es immer ihm gelang,
Er fröhlich zu dem Bilde sprang
Und schaut' es minnigliche an
Und hatte seine Lust daran,
Der holden Himmelsfrau zu sagen,
Was auf dem jungen Herzen lag;
Sie zu begrüßen, ihr zu klagen,
Wenn minder freundlich dieser Tag
Durch seine Spielkam'raden war,
Die oft mit Spott, mit Schlägen gar,
Die jüd'sche Abkunft ihm vergalten,
Die er doch lang nicht wollt' behalten. —
Doch in der mütterlichen Hut

Bewahrte ihn die Fraue gut,
Wenn er so klagend vor ihr stand,
Er bald im Herzen es empfand,
Daß sie und ihr viel liebes Kind
Den treuen Dienern huldreich sind.
Und wenn er freudig zu ihr kam,
Hinauf dann stieg, sie zu erlangen,
Und sie bei ihren Händen nahm
Und streichelte die holden Wangen,
Und sie mit ihrem Kinde küßte:
Der frohe Knab' dann nie vermißte,
Daß hold die Mutter und das Kind
Der Freude ihrer Diener sind.

An einem Sonntag, als die Knaben,
Wie sie es in der Uebung haben,
Daß sie nach and'rer Jahreszeit
Ein and'res Kinderspiel erfreut, —
Im Kirchhof laut ihr Spiel begannen,
Da schlich das Judenkind von dannen
Zur Kirche, wo von Unsrer Frauen
Das Bild war in den Stein gehauen
Zu unsr'em Trost und ihrer Ehr.
Da war es still, und Niemand mehr
Als nur das Judenkind alleine.
Von Herzen fing es an zu grüßen
Die holde Mutter mit dem süßen
Geliebten Jesuskind, die Reine,
Die ihm so gut war und so milde,
Die hohe, treue Gottesbraut.
Mit hellen, frommen Augen schaut
Das Kind nach ihr; da nahm es wahr,

Daß an dem lieben Frauenbilde
Ein häßlich Spinngewebe war.
Das that dem Knaben herzlich leid,
Er nahm sein schönes Sonntagskleid
Und wischte Staub und Spinnen ab.
Dann sucht' er in den Falten innen,
Ob sich verborgen da die Spinnen.
Zu Handen nahm er einen Stab,
Ob er die Spinnen könnt' erlangen.
Es wäre ihnen bös ergangen:
Er sprach: „Eya, Herr Wurm, Herr Wurm,
Wenn ich nur wüßte, wo ihr wäret!
Ich wollt' beginnen einen Sturm,
Daß ihr fortan nicht mehr begehret
Nach diesem Bilde meiner Frauen;
Ich wollt' euch wahrlich lassen schauen,
Daß ihr gar übel habt gethan!
Ich will dir böse Brut nur sagen,
Daß du an anderm Ort fortan,
Und nicht mehr hier, dein Werk sollst wagen!"
Dann sah er lieblich auf und mild
Zu seinem lieben Frauenbild,
Und Thränen standen auf den Wangen,
Wie lichte Perlen hell und klar,
Als er vom Bilde heimgegangen. — —

Nun nimm des holden Knaben wahr,
Wie er für uns geworden ist
Zu einem Bild, daß Jesus Christ,
Der holde treue Heiland, Allen,
Die fromm ihm trachten zu gefallen
Und seine süße Mutter ehren,

Die mächtige Hilfe will gewähren;
Wie an dem Judenkind geschah,
Das wunderbar den Heiland sah;
Und dem in Nöthen und Gefahr
Die liebe Fraue nahe wär,
Wie man nun bald es hören mag.

Als auf den hohen Ostertag
Die reine Christenheit zum Brod
Der Engel in die Kirche kam
Und, treu befolgend das Gebot,
Den heil'gen Leib entgegen nahm,
Den hochgelobten, benedeiten,
Der uns'rer Seele will das Leben
Der Stärke und der Gnad' bereiten,
Der uns sich völlig hingegeben,
Auf daß an Leib und Seele rein
Mit ihm vermählt wir sollten sein —
Als in der Kirche dieß gescheh'n,
Daß zu dem Hochzeitmahl die Menge
In Sehnsucht eilte, und Gedränge
Im Volksgewühle mußt entsteh'n,
Da nahm der Judenknabe wahr,
Woher das Drängen doch geschah?
Er sah hinauf zu dem Altar,
Und siehe! Was erschaut er da?
Das allerschönste Kindelein,
Das Menschenauge je ersah!
Er wußte nicht, wie ihm geschah,
Es zog ihn unter's Volk hinein,
Er mußt' das Kindlein näher seh'n,
Und nah', ganz nahe zu ihm geh'n.

Das war so selig, still und hold.
O süßer, süßer Minnesold!
Du wunderbare, hohe Speise!
Du wunderbare Gnadenweise!
Herr Jesu Christ,
Du höchstes Gut,
In Fleisch und Blut
Auf dem Altar zugegen bist! —

Der Priester nahm in seine Hand
Das wunderschöne Kind und zeigte
Dem Volke Gottes eig'nen Sohn.
Und wo ein reines Herz sich fand,
Das sein verlangte, — sieh! da neigte
Das Kind sich lieblich zu ihm schon
Und ging zu Mund und Herzen ein.
„O wehe," sprach der Judenknabe,
„Daß ich nicht auch die Speise habe,
Das wunderschöne Kindelein!
Ich trage herzliches Verlangen,
O dürft' ich doch davon empfangen!" —
Und durch die dichte Menge schlich
Er vor bis zum Altare sich;
Und weil so groß Gedränge war,
So nahm man seiner nicht gewahr,
Daß er e i n J u d e. Ihn bezwang
Sein Herz in tugendlicher Weise
Nach unsrer süßen Gottesspeise.
Er kniete nieder zum Empfang.
Da ward in seinen Mund gelegt
Der, welcher Erd' und Himmel trägt
In ewiger allmächt'ger Hand.

Und große Süßigkeit empfand
In Leib und Seel' der holde Knabe.
„O wohl mir," sprach er minniglich,
„Daß ich so wohl gegessen habe!
Mein Herr und Gott erquickte mich!"

Dann ging er herzensfröhlich fort
Und kam in seinen Heimathsort,
Wo er den lieben Vater fand.
Der nahm ihn freundlich bei der Hand
Und sprach mit Klagen: „Hast du schon
Gegessen heute, lieber Sohn?
An dieser hohen Osterzeit,
Die von der falschen Christenheit
In diesen Tagen wird begangen,
Da hat man dich wohl übergangen
Und in der Freud' vergessen Dein?
Mein Kind, du solltest billig heute
Im Vaterhaus geblieben sein;
Denn diese falschen Christenleute
In ihrem Fest unleidig sind."

Zum Vater aber sprach das Kind:
„O Vater, lieber Vater mein,
Du sollst nicht so betrübet sein,
Denn ich bin heute wohl gespeist,
Darob mein Herz den Heiland preist
Der edlen, wonniglichen Speise."

„O wehe!" jammerte der Greise,
„Mein armer Knabe sage an,
Was deine Thorheit hat gethan!"

Da sprach das Kind: „Das sag' ich dir.
Als heute ich zur Kirche kam,
Ich mit den Christen Speise nahm,
Des Herrn Fronleichnam gab man mir;
Das süße, wonnigliche Brod,
Das meine Seele vor dem Tod
Bewahrt und sänftet mein Gemüthe
Und meinen Leib zur lichten Blüthe
Im hohen Himmel einst verklärt,
Das hat man liebreich mir gewährt. —
O Herr! mit innigem Verlangen
Nach dem Fronleichnam mich begehrt,
Den ja, wie Christenglaube lehrt,
Maria wunderbar empfangen,
Den süßen Herren Jesus Christ,
Der Gott und Mensch, mein Heiland ist!“

Als dies der alte Jude hört,
Da faßt es ihn mit Schmerz und Grimme.
Er schrie mit jammervoller Stimme:
„Was hat dich armes Kind bethört?“
Betrübniß, Schrecken lähmte ihn,
Daß er unmächtig fiel dahin.
Die Mutter auch und das Gesinde
Betrübten so sich ob dem Kinde,
Daß sie zerrauften Haar und Kleid
In übergroßem Herzeleid,
Und überlaut der Jammer war.

Schnell flog die Kunde hin und dar
Zu den Juden in die Synagogen;
Und diese hatten kaum erfahren

Die Märe, kamen sie in Schaaren
Zum Jammerhause hergezogen.
Unmäßig war es ihnen leid,
Was dieses holde Kind gethan.
Feindselig, hart, mit Bitterkeit
Sie dessen Vater fuhren an.
Als Der zu sich gekommen war,
Da rauft' er wild sich Bart und Haar.
„Weh! wehe!“ schrie der Arme laut,
Daß selbst den Feinden drüber graut',
„O wehe mir unseligem Mann!
Sein Vater, ich bin schuldig d'ran.
Ich bin's, der diese Missethat,
Der diesen Mord begangen hat
An ihm, an mir, ach an euch Allen!
Ei wie bin ich so tief gefallen
Aus uns'res Bundes großer Ehr,
Daß ich es nie und nimmermehr
Vergelten kann dem Judennamen!“

Die grimmen Judenfreunde nahmen
Den Knaben nun in ihre Mitte,
Sie wandten sich zuerst zur Bitte,
Daß er verfluchen sollt' Marien;
Und als ihr Bitten ihm nichts galt,
Da wollten brauchen sie Gewalt,
Ins holde Angesicht sie spieen,
Sie schlugen, zerreten und stießen
Das Kind und traten es mit Füßen.
Doch lieblich sprach das Kind zuhand,
Wie tief es auch sein Leid empfand:
„O Ave, liebe Mutter mein,

Jetzt laß mich dir empfohlen sein!“
Und all' der Juden wilde Wuth
Zerbrach ihm nimmer seinen Muth.
Da schrie'n sie mordlich: „Weh und Waffen!
Du Vater sollst ihn selber strafen!
Du bist's, der diese Schuld erfand!
So räch' uns deine eig'ne Hand
An dem vermaledeiten Kind,
Das seiner Sinne worden blind
Und schändet unsern heil'gen Bund.“

Da schrie der Vater auf zur Stund:
„Weh! Waffen immer über mich!
Was bin ich worden! Was soll ich
Und was soll fortan auch mein Leben!
Ihr habt ein Urtheil ausgegeben,
Dem nimmermehr ich folgen mag.
Es geh' das Urtheil, geh' der Schlag
Von Euren Händen fürchterlich
Auf dieses Kind und über mich!
Thut mit mir Alles, was ihr wollt!
Ich bin dem Kinde also hold,
Daß ich's nicht kann und mag ertödten.“

Die Juden waren da in Nöthen.
Sie fürchteten sich vor dem Falle.
Doch schrien plötzlich wieder Alle:
„Wenn wir dem Kind das Leben fristen,
Und dann vernehmen es die Christen,
So wird der heil'ge Bund geschändet.“

Da ward ihr böser Rath vollendet,
Daß man in jämmerlichem Tod

Dem Kinde schließe seinen Mund,
Und ihre Angst und ihre Noth
Mit Einem Schlage könnte wenden
Und Rache für den heil'gen Bund
Mit blutigem Gericht vollenden.

Nun war ein Ofen nah' dabei,
Für einen Bäcker groß genug.
Dahin mit mörd'rischem Geschrei
Die grimme Rott' den Knaben trug.
Die Einen banden Händ' und Füße,
Nach Holz die Andern liefen schnell;
Und als die Flamme lichterhell
Emporgeprasselt, schob man ihn,
Daß sterbend er die That verbüße,
Zu Qualm und Rauch und Feuer hin.

Der Vater jammerte und rief,
In Feld und Wald er weinend lief;
Denn diesen jämmerlichen Mord
Vermocht er nicht zu schauen dort,
Darein sein eigen Kind man warf.

Der Qualm des Feuers war viel scharf,
Der aus dem heißen Ofen weht. —
Doch o ihr blinden Juden seht!
Kaum daß der Knabe war darin.
So kam auch schon die Königin,
Der auch die Gluthen unterthan,
Die nahm sich hold des Kindes an. —
Von Keinem ward sie je vermißt,
Der ihr in Treuen nie vergißt

Mit Herz und Mund den Gruß zu sagen. —
Der Knabe hatte nichts zu klagen;
Maria, die getreu und gut,
Sie nahm ihn ganz in ihre Hut
Und setzt' ihn lieblich in den Schooß.
O wohl dem Kind! es durfte schauen
Der allerholdesten der Frauen
Ins mütterliche Angesicht.
So oft er schaute, so verdroß
Ihn doch das liebe Schauen nicht.
Und süß und lieblich und so linde
War's bei der Fraue, daß dem Kinde
Ein lieb Gemach der Ofen war.
Die Glut versehrt' ihm nicht ein Haar,
Und sanft und kühle war die Luft,
Und wo der düstre Rauch entquoll,
Da war nun süßer Maienduft.

O Mutter, der Erbarmung voll,
Du nahmst so hold der Treue wahr
An deinem Diener, diesem Knaben!
Um dich verfiel er der Gefahr,
Um Jesu deinem Sohne haben
Das eig'ne Kind in ihrer Mitten
Die harten Juden nicht gelitten.
Da kommst du, königliche Frau,
Und gießest in die Feuersglut
Den sanften, kühlen Himmelsthau,
Und nimmst das Kind in deine Hut.
Und weil bei seines Volkes Hassen
Die eignen Eltern es verlassen,
So willst ihm du die Mutter sein!

O Königin, o Fraue gut!
Ich weiß auch eine Feuersglut!
Wenn diese dräut, gedenke mein!
O Mutter mild und makellos,
Auch mich auf mütterlichem Schooß
Erfreu' mit deiner süßen Huld,
Daß ich mit Treue und Geduld
Bis an den Tod die Sünden büße,
Und dich mit Herz und Mund begrüße,
Dein bin mit jedem Tropfen Blut —
Dann wird noch Alles, Alles gut! —

Nun kehren wir zu der Geschichte,
Die ich zu Ende bald berichte.
Sobald erglommen war die Glut
Und ob dem Kind zusammenschlug,
Da sänftigt sich der Juden Wuth
Und Kummer mancher Mann ertrug.
Sie waren Alle weggeflohen,
So schrecklich prasselten die Lohen,
Daß sie dabei nicht mochten steh'n;
Es war zu gräßlich anzuseh'n.

Nun aber kamen allgemach
Der Ein' und Andere herbei.
Sie sahen doch mitleidig nach,
Wie's mit dem Kind ergangen sey.
„O Wunder Gottes!" schrien Alle,
Da heil den Knaben und gesund
Sie mitten in dem Feuerschwalle
Im Schooß der schönen Frau ersah'n.
Vor Hitze konnten sie nicht nah'n,

Denn qualmend aus des Ofens Grund
Schlug gegen sie ein Feuermeer.

Rasch flog die Kunde weit umher
Und rief die Judenschaft zusammen,
Die staunend zu des Feuers Flammen
Des Knaben armen Vater rief,
Der fern in einem Winkel lag
Und jammernd seines Kummers pflag.
Vor Jammern hört er nichts; da lief
Das Volk zu seinem Winkel hin
Und rief ihm zu und rüttelt' ihn.
Sie müssen's zwei- und dreimal sagen,
Bis daß in seinen lauten Klagen
Er ihre frohe Kunde hört;
Und dann erschien sie ihm ein Wahn.
Er sah mit starrem Aug' sie an,
Als wär' der helle Geist bethört,
Und in dem übergroßen Schmerz
Gelähmt das väterliche Herz;
Und als er ihnen willenlos
Zum Marterort gefolgt und da
In Uns'rer Lieben Frauen Schooß
Gesund und heil sein Kind ersah,
Begrüßt' er es mit lautem Schrei.
All' seine Sorge war vorbei;
Er streckt nach dem geliebten Kinde
Die väterlichen Arme aus
Und wollte weg von dem Gesinde
Zu ihm, hinein in's Flammenhaus.
Man hielt ihn fest, und da besann
Sich wieder der bethörte Mann.

Er sprach: „Nun sag', mein lieber Knabe,
Wer dich vom Tod errettet habe;
Wer hat der großen Glut gewehrt,
Daß sie dir nicht ein Haar versehrt
Und nicht zum Schaden mochte sein?“

Da sprach das Kind: „O Vater mein,
O wehe! Daß du warst so blind
Und halfest nicht dem eig'nen Kind!
Maria, die zu aller Frist
Der Christen Trost und Schutzfrau ist,
Maria, Gottes Mutter, kam
Und mich in ihre Arme nahm
Und in die mütterliche Hut,
Daß ich in dieser Feuersglut
In Freuden fand ein gut Gemach.“

Der Vater aber zu ihm sprach:
„Nun komm heraus, mein lieber Sohn,
Es soll dir nimmer werden leid.“

„Nein,“ sprach der Knabe, „hast du schon
Vergessen deiner Grausamkeit?
Ich fürchte deiner Freunde Haß
Und deinen! Lieber Vater, laß
Mich besser hier mein Leben fristen!
Und willst du's nicht; so laß die Christen
Hieher zu diesem Ofen kommen;
Auf diese mag ich wohl vertrau'n;
Und besser wird mir's wahrlich frommen,
Wenn ich auf sie will fortan bau'n,
Und nicht auf dich und die Verwandten,
Die mich aus ihrem Schooß verbannten.“

Da sprach der Vater: „Komm', mein Kind,
Besänftigt uns're Freunde sind;
Es soll dir Leides nicht gescheh'n,
Ich will dir treu zur Seite steh'n."

Der Knabe aber sagte: „Nein,
Maria, Gottes Mutter ist
Gewaltig auch der Juden List,
Sie soll hier meine Schutzfrau sein.
Bei ihr verbleib' ich allezeit.
Sie hat gehütet hier mein Leben,
Sie wird mir ferner Schutz auch geben."

Da fiel von reiner Christenheit
Ein Strahl auf seines Vaters Sinn,
Und vor dem wunderbaren Zeichen,
Daß seinem Kind die Königin
In Schutz und Schirm zur Seite stand,
Begann der Harte zu erweichen,
Daß er den Christenglauben fand.

Er sandte seine Boten dar
Zum Bischof und der Christenheit.
Da nahm man froh der Kunde wahr,
Und schnelle war sie weit und breit
Verkündet unter allen Leuten.
Die Glocken ließ man fröhlich läuten.
Und als in festlichem Gewand
Der Bischof und die Priesterschaar
Zur Procession geschmücket war,
Da nahmen sie das Kreuz zur Hand,
Und ließen hoch die Fahnen weh'n.

All' Männer, Frauen, Kinder, Greise,
Gesund und krank, wer immer geh'n
Nur konnte, kam in froher Weise,
Mariens Wunder anzuseh'n.

Der Bischof trat zum Ofen hin,
Darin die Himmelskönigin
In ihrem Schooß das Kind gehütet;
Das Feuer brannte noch und wüthet'
Mit Qualm und Glut und Flammen helle,
Daß man nicht nahen konnt' der Stelle.
Da nahm der Bischof fröhlich wahr
Mit seiner ganzen Priesterschaar
Und allen Christen insgemein
Den Knaben in dem Feuerschein,
Der frisch und fröhlich und gesund,
Wie in dem köstlichsten Gemach,
Inmitten dieser Gluten saß.
Da that der Bischof auf den Mund
Und sah die Juden an und sprach:
„Nun ruhe euer wilder Haß
Und wag' sich nimmer an dies Kind,
Dem selbst die Gluten freundlich sind."
Und zu dem Kinde rief er hin:
„Komm', lieber Sohn, komm', edle Frucht!
Marien hast du treu gesucht,
Nun kam zu dir die Königin.
Jetzt tritt hervor, viel lieber Sohn,
Ich will fortan dein Vater sein."

Da kam der holde Knabe schon
Und sprach: „Viel lieber Vater mein,

Jetzt nimm mich du in deine Hut,
Ich fürcht' mich vor der Juden Wuth."

Der Bischof nahm den lieben Sohn
In seine Arm' und küßte ihn;
Und mit Gesang und frohem Ton
Ging Alles zu der Kirche hin.
Da freueten sich Alle sehr
Ob Gottes reicher Mildigkeit,
Die wiederum so große Ehr'
Gelegt hat an die Christenheit
Und überwand der Juden Haß.
Da wurde manches Auge naß
In ihrer Freuden Ueberfluth. —
Nun aber tauft' der Bischof gut
Mit eig'ner Hand den Judenknaben.
Und viele von den Juden haben,
Durch Gottes Mildigkeit bekehrt,
Mit ihm den heil'gen Tauf begehrt. —

Hier aber endet das Gedicht:
Nur Ein Wort noch der Dichter spricht:
Das Wort, das einst der Engel sprach,
Das sprechen wir ihm fröhlich nach,
Das süße minnigliche Wort,
Der Frommen Lust, der Sünder Hort,
Das Freude höht und Leid versüßt,
Das ist das Ave: Sey gegrüßt!
O Ave, liebe Mutter mein,
Maria, holde Fraue gut,

O laß in deiner treuen Hut
Mich allezeit verborgen sein,
Und mit dem Mantel weit und breit
Verdeck' die ganze Christenheit!

O. a. m. D. gl.

Tübingen im Mai 1856.

Schildereien

aus

dem Pfarrerleben

von

Johannes Clericus.

Vorwort.

Zum Mitarbeiten an der katholischen Trösteinsamkeit vom unvergeßlichen Dr. J. Wolf eingeladen, habe ich vor zwei Jahren einige Erinnerungen aus meiner Jugendzeit zusammengeschrieben. Der theure Freund hat diesen Erinnerungen den Titel: „Schildereien aus altfränkischen Häusern“ und mir den Namen „Johannes Clericus“ gegeben. Auf sein Zureden hin habe ich angefangen, einige Erinnerungen aus der früheren Zeit der Seelsorge zu schreiben, die unter dem Titel: „Schildereien aus dem Pfarrerleben“ veröffentlicht werden sollten. Unterdessen ist der Begründer der Trösteinsamkeit gestorben, und ich war der Ansicht, jenes Manuscript sei mit ihm begraben worden. Jetzt hat es sich wieder gefunden und der Fortsetzer des von Johannes Laicus begründeten Werkes will es drucken lassen. Warum ich meinen wirklichen Namen nicht nenne, sieht jeder Vernünftige wohl selber ein. Ich spiele dabei gar oft eine sehr ungeschickte Rolle und da könnte man meinen, ich wollte mich meiner Fehler

rühmen, oder damit renommiren. Traut mir auch Jedermann zu, daß ich Ungeschicktes gethan habe, noch thue und thun werde; so möge man doch nicht glauben, ich könne mich so weit verirren, daß ich mit Thorheiten prahle. Uebrigens habe ich einen gar sonderbaren Respect vor jenen glücklichen Leuten, die gar nie etwas Ungeschicktes gethan haben und möchte sie vor Lesung dieser Schildereien recht ernstlich warnen. Andere aber, die zu den fehligen Menschenkindern gezählt werden, mögen aus meinen Thorheiten Vorsicht und Klugheit lernen. Das wäre vielleicht der größte Gewinn, den man aus dieser Lectüre ziehen könnte. Eine Fortsetzung dieser Schildereien wird im katholischen Bücherverein in München erscheinen.

I.

Der alte Schwiegervater, seine Tochter und sein Schwiegersohn.

Die erste Persönlichkeit, die mir beim Antritt der Seelsorge auffiel und immer noch in meiner Erinnerung mir wie lebendig gegenwärtig geblieben, ist der Schwiegervater des Schullehrers. Der Schullehrer war selber schon ein guter Fünfziger, sein Weib nicht viel jünger, der Schwiegervater, als ich ihn kennen lernte, schon nahehin achtzig Jahre alt und ganz blind. Im Winter saß er den ganzen Tag über auf der Ofenbank und betete. So lange sein Gehör noch mittelmäßig gut war, betete er ganz stille. Allmälig wurde er harthörig und sein stilles Gebet und selbst seine Gedanken wurden laut. Das geschah nicht absichtlich und es war ihm leid, wenn er erfuhr, daß er gehört worden sei. Er bat seine Leute, sie möchten ihn mahnen, stille zu sein, wenn er sich vergesse. Er betete den Rosenkranz und eine Menge Gebete, die er früher gelernt hatte. Dann aber betete er für seine Kinder in der Ferne und für die in der Nähe und trug alle ihre Anliegen, insoweit sie ihm bekannt waren, dem lieben Vater im Himmel vor. In diesen besonderen Gebeten ging

er in's Speciellste ein. „Der Andres muß seinen Buben in die Fremde schicken; bewahre du das Kind, mein lieber Gott, daß es in der Fremde nicht verloren gehe." „Die Theres hat große Noth mit ihrer kleinen Marie, hilf ihr du, daß sie das Kind christlich auferziehen kann." „Michael ist in Rußland blieben, gebe Gott, daß wir im Himmel zusammen kommen." „Ich bin den lieben guten Leuten ein rechter Ueberlast; vergilt es ihnen, was sie mir Liebes und Gutes thun." „Mein Gott, das hab' ich nicht verdient, daß ich's so gut hab' in meinen letzten Tagen. Laß mir's doch nicht entgelten in der Ewigkeit. Wie hab' ich's doch so gut! Gott sei's gedankt, viel tausendmal gedankt, mein lieber Gott!"

So, nur weit einfältiger und kindlicher konnte man ihn eine halbe Stunde lang und noch länger mit dem Herrn reden hören, wenn man ihm unbemerkt in die Stube getreten war. Machte man sich ihm bemerkbar, wenn er so redete, so erschrack er und entschuldigte sich, er habe gemeint, er sei ganz allein. Jeder Christenmensch hätte sich an seinen Alleinreden nur erbauen können; allein er wollte seine Geheimnisse für sich behalten. Ich sagte ihm öfter, vor mir hätte er sich gar nicht zu scheuen; denn unsere Unterredung habe ja doch immer denselben Gegenstand, den er allein mit Gott verhandle. Er aber meinte, das sei doch etwas Anderes, und

er wisse nicht, ob er nicht oft etwas Ungeschicktes zu unserem lieben Herrgott sage, daran sich die Leute stoßen könnten. Dann sei es ja die Art der Pharisäer gewesen, daß sie vor den Leuten gebetet hätten, auch außer der Kirche.

Man mochte von was immer zu reden anfangen, so kam er immer wieder darauf zurück, wie gut er es habe und wie er auf die Ewigkeit sich vorbereiten könne. Wenn er es nur nicht in der Ewigkeit büßen müsse, daß er's jetzt so gut habe, denn man könne doch nur durch Trübsale und auf dem Kreuzwege in's Himmelreich eingehen — meinte er. Sagte ich ihm, er sei ja keinen anderen Weg geführt worden, als den Weg der Noth und des Elendes, da er in der größten Armuth und in schweren Zeiten seine acht Kinder auferzogen und mit ihnen Hunger und Mangel gelitten; so entgegnete er: „Das ist kein Elend gewesen, wir haben den Frieden gehabt und die Kinder haben mir gefolgt und keines hat mir schwere Sorgen und Schande verursacht. Viele haben es viel schlimmer gehabt. Nur ein einziges Mal bin ich recht bekümmert gewesen."

Nun erzählte er mir die Geschichte einer seiner Töchter, die ich zum Theile selbst schon wußte, aber aus seinem Munde recht gerne hörte. Ich will sie wieder geben, so gut ich sie noch weiß.

Eines seiner Kinder war ungefähr dreißig Stunden weit von der Heimath entfernt in einem Dienste.

Die Herrschaft war religiös gesinnt und sehr bekümmert um die Dienstboten. Dies Kind aus der Ferne war Stallmagd und ungefähr zwanzig Jahre alt. Sie hatte gute Sitten und frommen, religiösen Sinn mit von Hause gebracht und bewahrte diese ihre einzige Habe sorgfältig. In ihrem einundzwanzigsten Jahre gewahrte sie an sich ganz ausserordentliche Dinge. Sie wurde anfangs in der Nacht beunruhiget, meinte öfters, man wecke oder necke sie, um ihr die Wohlthat des Schlafes zu rauben. Niemand war im Hause, der solchen Muthwillens wäre fähig gewesen. In der Frühe war sie dann zerschlagen am ganzen Leibe, so daß sie kaum aufzustehen vermochte. War sie wieder an die Arbeit gegangen, so verlor sich die entsetzliche Mattigkeit; sie konnte arbeiten, aber nur mit etwas größerer Mühe als ehedem. Dabei konnte sie nur wenig, oft mehrere Tage nach einander fast nichts essen und wurde immer hagerer und magerer von Tag zu Tag. Die Herrschaft stellte sie zur Rede; allein sie getraute sich nicht zu sagen, wie ihr sei; sie klagte nur über Unruhe in der Nacht und über Schlaflosigkeit. Die Herrschaft wollte einen Arzt zu Rathe ziehen, allein die Magd war dagegen und erklärte mit aller Entschiedenheit, der Arzt könne ihr nicht helfen, der mache sie erst krank.

In einem solchen ruhelosen Leben lebte das Mädchen über ein halbes Jahr. Im freien Felde war ihr noch immer wohl und so lange die Ar=

heit dauerte, klagte sie nicht. Gegen die Nacht hin wurde ihr entsetzlich bange. Das Wecken und Necken wurde immer muthwilliger, sie glaubte ganz deutliche Stimmen zu vernehmen mit allerlei gotteslästerlichen Reden. Im Spätherbste kam es so weit, daß sie öfters glaubte, sie selber spreche auch solche gottlose Worte aus, die sie doch von ganzer Seele verabscheute als eine schwere Versündigung. Manchmal kam es ihr vor, als müßte sie im Zweigespräche mit einem Anderen sich über die abscheulichsten Dinge unterreden und gleichsam in die Wette fluchen mit Dem, der ihr vorfluchte. Auch solche teuflische Gesänge mußte sie mitschreien und den Erlöser am Kreuze verhöhnen. Was sie bisher nur von Außen vernommen, das glaubte sie jetzt mitzureden.

Das Alles machte ihr unaussprechliche Angst und Furcht wegen ihres Seelenheiles. Sie hielt diese Reden für lauter Todsünden und sich selber für verloren auf ewig. Daß es ihr nicht angerechnet werden könne, weil ihr Wille nicht dabei sei, das begriff sie nicht. Wo sie es in der Beicht vorbrachte, wurde es ihr als schwere Sünde vorgehalten, weil man ihren Zustand nicht kannte. Das brachte sie fast zur Verzweiflung.

Schwermüthiger war sie von Kindheit an gewesen als alle ihre Geschwister. Nur eine Schwester und eine ältere Baase schienen etwas von ihren in

neren Leiden zu verstehen. An diese hatte sie sich besonders angeschlossen; ihnen hatte sie manche Mittheilung gemacht. An diese und an einen älteren Geistlichen, der früher in ihrer Heimath als eifriger Seelsorger gearbeitet hatte und ihre Leiden begriff, schrieb sie mehrere Briefe, in denen sie über ihren Zustand jammerte und zur Fürbitte für sich auffoderte.

Auf einer Ferienreise hatte schon in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in der Fremde der Professor S..... ihre Herrschaft besucht. Dieser Edle hatte nicht allein mit dem Herrn des Hauses sich unterhalten, sondern in seiner Liebe und Menschenfreundlichkeit auch die Dienstboten angeredet, einem jeden ein Wort der Ermunterung und des Trostes zugesprochen und das Herz Aller gewonnen. Zu ihm hatte auch die Leidende noch vor dem Ausbruche ihrer furchtbaren Angst besonderes Zutrauen gefaßt und einmal an einem Sonntag Nachmittag, nachdem sie lange mit den schrecklichsten Gedanken der Verzweiflung gerungen, wagte sie es, an den hochverehrten Mann, in dem sie den Erlöser selber zu erblicken glaubte, einen Brief zu schreiben, und ihm ihren inneren peinvollen Zustand zu eröffnen, so gut sie es vermochte.

Schon während des mühevollen Niederschreibens ihrer Gedanken und grausenhaften Befürchtungen war ihr innerlich leichter geworden, und als sie

etliche Tage später ein Brieflein vom liebevollen und weisen Lehrer erhielt, glaubte sie, eine vollkommene Heilung ganz sicher erwarten zu dürfen, da dieser Diener Gottes für sie zu beten versprochen hatte. Aussierdem ward sie im Briefe aufgemuntert zum geduldigen Ausharren unter ihrem Kreuze und angewiesen an Denjenigen, der mit dem Kreuze auf den Schultern die Bahn des Leidens uns vorangegangen. Er habe die Hölle mit all' ihren Schrecken ausgelöscht und habe gefesselt den Fürsten der Finsterniß sammt all' seiner Macht für Diejenigen, die im Glauben mit Ihm verbunden und auf Seinem Wege Ihm nachzufolgen entschlossen sind. Wirklich war sie jetzt einige Zeit ruhiger in ihrem Gemüthe und selbst ihrem müden Leibe ward einige Ruhe gegönnt durch erquickenden Schlaf, dessen Segnungen sie schon lange fast gänzlich entbehrt hatte.

Nun stellte sich aber eine leibliche Krankheit ein. Blutbrechen und andere damit verbundene Uebel erforderten ärztliche Hülfe. Der Arzt, ein geschickter und religiöser Mann, wurde zur Kranken gerufen und behandelte sie mit glücklichem Erfolge. Mochte nun die Wiederherstellung der leiblichen Gesundheit zu rasch betrieben worden sein, mochte der Arzt, dem die früheren Zustände der Kranken nicht hinlänglich bekannt waren, das Seelische zu wenig berücksichtiget haben, oder war es natürliche Folge aus den früheren, inneren Plagen und den nachfol-

genden leiblichen Leiden — kurz, es zeigten sich bald unverkennbare Spuren eines krankhaften Hellsehens an der Unglücklichen. Dem Arzte war dies etwas Neues, das ihn sehr interessirte und wobei er seinen Vorwitz und seine Zunge nicht genug zu beherrschen wußte. Er stellte Fragen, die nicht nothwendig waren, und redete über die Mittheilungen, wo er schweigen sollte. Die schrecklichen Zustände der Kranken in der Zeit, ehe das Blutbrechen sich eingestellt, wurden ihm bekannt, und er fing an, die Kranke wie ein Orakel zu verehren. Das war noch im Anfange des zweiten Jahrzehents unseres Jahrhunderts. Der Arzt fand selbst mannigfaltigen Anstoß, wo er sein neues Wissen zu Markte trug, und die Theilnehmer seines Wissens ließen es an Mißdeutungen, Vergrößerungen und offenbaren Lügen nicht fehlen. Zudem war die Herrschaft als eine religiöse bekannt und schon darum vielen Leuten aus den höheren Ständen verhaßt.

Die Kranke wurde leiblich allmählig in so weit hergestellt, daß sie die früheren Geschäfte, wenigstens zum Theil, wieder verrichten konnte. Für die schwereren Arbeiten waren die anderen Dienstboten in Liebe eingestanden und die Herrschaft hatte keinen Grund, die Wiedergenesene aus dem Dienste zu entfernen.

Indessen hatten die Funken, die der Arzt da und dort in seiner Unbehutsamkeit unter die Masse

geworfen, allmälig Feuer gefangen und ehe man sich's versehen konnte, brannte das Feuer der umsichfressenden Fama lichterloh auf. Da hieß es, die Gutsherrschaft wolle eine neue Religion aufbringen, sie habe sich schon ein Weibsbild kommen lassen, die prophezeien und predigen müsse. Die Magd hatte in ihrer Krankheit wirklich allen Leuten, die sie besuchten, recht eindringlich zugesprochen. Das hieß man predigen. Sie hatte Einigen besonders in's Gewissen geredet und sie beunruhiget, vielleicht ihnen auch Manches vorgehalten, das sie in ihrem krankhaften Hellsehen erschaute und das sonst Jedermann verborgen war. Unter diesen fanden sich denn auch Solche, die darüber sich ärgerten und die ihrem Aerger durch Lästerreden Luft machten. Von den früheren vermeintlichen Peinigungen der Magd durch den Satan wurde auch mehr bekannt gemacht, als recht gewesen; denn solche Vorfälle sollen immer verborgen bleiben.

Die Herrschaft hielt sich möglichst fern von der Sache und suchte Alles in gutem Geleise zu erhalten. Sie war vom erleuchteten S . . . . . belehrt worden, daß auf solche Geschichten nichts zu halten und daß ihnen in keiner Weise ein Vorschub zu leisten sei, dann werden sie von selbst sich wieder verlieren. Es seien dies krankhafte Zustände, in denen man sich noch immer nicht genug auskenne und aus denen man die Leidenden wieder befreien müsse.

Indessen war die Kunde von dem neuen Aberglauben, der in dem Hause dieser Herrschaft gepflegt und gefördert werde, vorzüglich von dem Glauben an eine Macht des Teufels, dem die Weisheit der damaligen Zeit selbst die Existenz verboten hatte, auch der weltlichen Obrigkeit zu Ohren gekommen. An einem Unglückstage kam eine Commission von einem höheren Gerichte in das Haus des Gutsherrn, stellte ein Verhör über das Geschehene an, nahm die wenigen Bücher und Briefe der verfänglichen Magd in Beschlag, ließ die ziemlich hergestellte Person, die mit den übrigen Dienstboten auf dem Felde arbeitete, in Fesseln schlagen und begab sich mit dieser Errungenschaft wieder zurück in die Kreisstadt. Hier wurde die Unglückliche in ein Gefängniß geworfen, in strenges Verhör genommen und in mannigfacher Weise torquirt. Man verlangte absolut ein Geständniß freiwilligen, mit Ueberlegung angelegten Betruges, das die Gepeinigte bei ihrer Wahrheitsliebe und Gottesfurcht nicht geben konnte.

Es hatten in derselben Zeit in anderen Gegenden phantastisch exaltirte Leute allerlei Thorheiten angefangen. Das religiöse Leben begann da und dort, weil das Schutzgehege kirchlicher Warth und Pflege ihm mangelte, selbst auf katholischem Boden auszuarten und mit einem krankhaften Leben des Sektenwesens ausser der Kirche sich befreunden zu wollen. Da waren denn wirklich sträfliche Excesse vor-

gefallen, die selbst die weltliche Obrigkeit zum Einschreiten bestimmen mußten. Das Untröstliche an diesem Einschreiten ist aber dieses, daß die Einschreitenden zu deutlich verriethen, es gehe ihre Tendenz dahin, das Kind mit dem unsaubern Bade zugleich auszuschütten, d. h. die Religion, die nach ihrer Ansicht der Grund solcher Excesse sei, selber zu vernichten.

Man kann sich denken, zu welchen Gerüchten und Gereden diese Festsetzung der Unglücklichen Veranlassung gab. Alles, was man nur immer Fabelhaftes in alten Geschichten und Hexenprozessen gelesen hatte, wurde neu aufgetischt als etwas, das im Hause der Gutsherrschaft sich zugetragen. Selbst der Cult der reinen Vernunft, wie man denselben in den ersten Zeiten der Revolution in Paris zu feiern begonnen hatte, wurde auf diese Geschichte bezogen, und die Unglückliche ward jetzt für nichts Geringeres gehalten, als für die personifizirte Vernunft, vor der das ganze Hauswesen jener Herrschaft ihre abgöttischen Feste gehalten.

In der langwierigen Untersuchung konnte man nichts Verfängliches finden. Die Bücher, die man mitgenommen, enthielten keine Anweisungen zu Zaubereien und Hexereien, sondern nur Gebete und Unterweisung in dem Leben der Frömmigkeit. Die meisten Briefe enthielten nur Nachrichten von Hause oder waren Trostbriefe von der obenerwähnten

Schwester und Baase. Zw i oder drei desselben Inhaltes waren von einem Geistlichen ihrer Heimathgegend geschrieben und in die Briefe der Schwester eingeschlossen, an die Leidende befördert worden. Das größte Aufsehen machte der vorhin erwähnte Trostbrief des berühmten Professor S . . . . . Der Schreiber desselben wurde von der hohen Behörde darüber zur Verantwortung gezogen. Er erklärte: „An mich schreiben Fürsten und Lehrjungen, Stallmägde und Gräfinen. Jedes, das an mich schreibt, erwartet eine Antwort um so mehr, je bedürftiger es einer solchen ist. Jedem muß ich helfen, soviel ich kann und wie es der Hülfe empfänglich ist. Das gebietet mir die Humanität. Die kranke Magd wollte von mir Trost in ihrem Leiden. Diesen hätte ich ihr nicht dadurch gewähren können, daß ich ihre Leiden als Einbildung und Thorheit erklärte, als was sie kein verständiger Arzt erkennen kann. Ich zeigte Ihr das Eine Heilmittel in allen Leiden — die Religion, deren Priester ich bin und deren Wahrheiten ich lehre."

Die Geschichte dieses Briefes und die Erklärung seines Urhebers scheinen den Ausgang dieser Untersuchung beschleuniget zu haben. Man sah, daß man sich da in ein Gebiet verirrt hatte, dessen Grenzmarken man gar nicht kannte und entließ die Armselige, die auf Verwendung ihrer Dienstherrschaft jetzt anderswo in Dienst genommen wurde.

Die Gerüchte von der Verhaftung seiner Tochter waren in endlosen Variationen zu den Ohren des Vaters und der Geschwister in der Heimath gekommen. Die Einen sagten, sie habe gestohlen und sei für ihr ganzes Leben in's Zuchthaus gekommen, weil sie den Diebstahl an ihrer eigenen guten Herrschaft begangen. Andere wußten ganz gewiß, daß sie als Kindesmörderin eingezogen wurde und daß sie unfehlbar hingerichtet werde, wenn nicht öffentlich, so doch heimlich; denn sie hätte das Kind zwei Jahre lang im Heustroh verheimlicht und erst dann, wo sie geglaubt, man komme darauf, es mit einem Stricke von Heu erdrosselt und das todte Kind selber begraben in ungeweihte Erde. Zudem wisse man nicht einmal, ob das Kind getauft oder ob es als ein Heide sei getödtet worden; denn Religion habe diese Person ohnehin keine. Wieder Andere hatten für ganz bestimmt gehört, daß weder ein Diebstahl noch ein Mord geschehen sei, was immer noch etwas Leichtes wäre und der armen Sünderin noch könnte verziehen werden; aber d a s sei grausig, was man von ihr sage und was sie für ganz gewiß sagen könnten. Die Person sei schon vor mehreren Jahren mit dem bösen Feind selber in einen Bund getreten; sie habe von ihm allerlei Zauberkünste gelernt, habe dem Bonaparte gesagt, wo er die Oestreicher angreifen müsse und sei an dem meisten Uebel Schuld und Ursache, das seit vielen Jahren über's Land

gekommen. Der Bonaparte stehe selber auch in einem solchen Bunde, allein er erfahre das Wenigste vom bösen Feinde selber. Das Meiste werde er durch solche heil- und gottlose Weibsbilder inne, und in aller Herren Länder habe er der Art Leute, mit denen er auf eine unsichtbare Weise zusammen komme auf Bergen und an See'n und selbst auch in den Lüften. Die Unglückselige werde jetzt schon verbrannt sein, denn mit solchen Leuten mache man kurzen Prozeß u. s. w.

Der Vater war sehr beunruhiget über diese Gerüchte. Die Herrschaft hatte immer geglaubt, der Prozeß mit der Magd werde bald fertig sein und es werde kein Gerücht bis in die entfernte Heimath kommen. Deßhalb unterließ sie es, dem Vater Nachricht zu geben, ehe er durch das Gerücht falsche Kunde erhielt.

In seiner großen Noth begab sich der Vater zu einem, mehrere Stunden entfernt wohnenden Pfarrer, der früher sein Seelsorger gewesen, um von demselben den wahren Sachverhalt zu erfahren. Er wußte, daß dieser Geistliche mit der fernen Gutsherrschaft bekannt sei und bat ihn darum, er möchte ihm doch Alles sagen, was vorgegangen. Der Pfarrer hatte wirklich schon sichere Nachricht erhalten und theilte dem kummervollen Vater Alles mit, was er wußte. „Gott sei Lob und Dank und in Ewigkeit sei Er gepriesen, daß es nur Dieses ist!" Das

war das Erste, was der Vater, der über der Mittheilung des Pfarrers der Thränen sich nicht erwehren konnte, auf das Vernommene erwiderte. Und von derselben Stunde an war er ganz beruhiget und wiederholte jetzt öfter als sonst seinen Lieblingsspruch: „Der Name des Herrn sei gebenedeit, von nun an bis in Ewigkeit!"

Diesen ganzen Hergang erzählte mir der fromme Greis in seiner Weise, mit unzähligen Lobpreisungen Gottes untermengt. Es war keine Aufregung in ihm wahrzunehmen, wenn er von den in Umlauf gesetzten falschen Gerüchten sprach, und kein Anflug von Erbitterung, wenn er erzählte, wie man sein Kind in der Untersuchung und im Gefängniß geplagt und gepeiniget hatte. „Alles hat der liebe Gott so geordnet; wer weiß, was aus meinem Kinde geworden wäre, wenn dies Leiden nicht gekommen wäre. All mein Trost war darin, daß mich der liebe Pfarrer versicherte, mein Kind habe keine Schuld, es sei keine Sünde geschehen." Das war das Ende seiner Erzählung. Dann beschrieb er mir mit aller Umständlichkeit, wie dies gute Kind und ihr frommer Mann, der Schullehrer, ihn pflege und ihm viel mehr thue, als er wünschen könne.

Dies geplagte Kind war endlich, nachdem all die bösen Gerüchte und Nachreden bereits vergessen waren, wieder in ihre Heimath gekommen, um ihre Eltern in den Haus- und Feldarbeiten zu unter-

stützen. Die anderen Schwestern waren theils gestorben, theils in der Nachbarschaft verheirathet und der jüngste Bruder war noch nicht entschlossen, das Hauswesen zu übernehmen und eine junge Hausfrau in die Heimath einzuführen, weil die Mutter noch ziemlich bei Kräften war. Die Schwester aus der Fremde hatte bald wieder ihre früheren, frommen Freundinnen gefunden, die, größtentheils an Ehemänner gebunden und schon von einer Menge Kinder umgeben, der lange Vermißten voll Zutrauen und Liebe entgegenkamen. Nur hin und wieder munkelte eine alte Hexe von bösen Dingen, die man früher gesagt, und von denen doch etwas wahr sein könnte. Dies kümmerte weder die Freundinen noch die ehrenwerthen Männer der Gemeinde, noch die Eltern und Geschwister der Leidensschwester. Diese hatte noch immer manchen Kampf mit einer angebornen Schwermuth zu bestehen. War der Kampf wieder durchgekämpft, so erschien sie so heiter und freundlich unter den Leuten, als nur irgend ein Anderes. Sie war aufrichtig und von ganzem Herzen fromm, und die harte Schule des langen Leidens hatte ihr einen eigenthümlichen Ausdruck gegeben.

Kaum war ein Jahr verflossen, seitdem sie wieder in die Heimath gekommen war, da starb ihre Mutter und zugleich das Weib eines Schullehrers in der Nachbarschaft. Der alte Vater redete seinem

jüngsten Sohne zu, er sollte sich jetzt um eine arbeitsame christliche Jungfrau umsehen und darauf sinnen, daß er bald Hochzeit halte; seine Tage seien gezählt, er werde vielleicht bald seinem Weibe nachfolgen in die Ewigkeit. Der Sohn machte wirklich Anstalten zur Verehelichung, wie es der Wille des Vaters gewesen.

In derselben Zeit kam der verwittibte Schullehrer aus der Nachbarschaft zum alten Vater und bat um die Tochter, die in der Fremde gewesen, daß er sie ihm zur Ehe gebe. Der Vater stellte das Begehren des Schullehrers seiner Tochter vor und diese war wie aus den Wolken gefallen, daß Jemand sie zur Ehe begehre. Sie wäre dies nie Willens gewesen und dann wisse man nicht, was es auf's Neue wieder für ein Gerede geben könne, wenn sie in den Brautstand kommen würde. Der alte Vater sagte dem Schullehrer, daß so viel als keine Hoffnung sei.

Nach wenig Tagen kam der Schullehrer wieder, stellte dem alten Vater sein Elend vor, wie er jetzt so ganz allein und verlassen sei mit seinem Kinde, wie er keine Magd im Hause haben möge wegen des Geredes und daß die Schwester, die aus freundlicher Güte ihres Mannes ihm seit dem Tode seines Weibes das Hauswesen geführt nebst dem eigenen, auf die Länge dies nicht aushalten könne u. s. f. Der Vater ließ nun seine Tochter in die

Stube kommen und bedeutete dem Schullehrer, er solle ihr selber sagen, was er so eben ihm mitgetheilt hatte: vielleicht wirke es mehr als das Wort der Vermittlung. Der Schullehrer trug sein Anliegen recht aufrichtig und bewegend vor und bemerkte noch: „Ich könnte wohl ohne Weib sein, aber mein Knabe. kann nicht ohne Mutter sein; er würde mir aufwachsen wie ein Wildling. Entschließt Euch, werdet eine rechtschaffene Mutter diesem armen Kinde!" Die Jungfrau erklärte, sie hätte das Schwabenalter schon überschritten und tauge wohl nicht mehr als Hausfrau für einen Schullehrer. Dieser aber meinte, das Taugen oder Nichttaugen möge sie bei Seite lassen, sie möge nur ihren Willen hergeben, denn er sei schon zufrieden.

Kaum ward es ruchbar, daß der Schullehrer von S. die aus der Fremde zurückgekehrte Person zur Ehe nehmen wollte, tauchten alle früheren Gerede und Lügen wie ein Schwarm Mücken am schönen Sommerabend aus dem Sumpfe hervor, und des abgünstigen Redens und freveln Urtheilens war kein Ende.

Diese Reden kamen auch dem Schullehrer zu Ohren. Manche mochten in guter Absicht ihn warnen, indem sie meinten, wenn auch sonst nichts gefehlt habe, so müsse die Person doch wenigstens verrückt gewesen sein; denn ohne allen Anlaß hätte man sie doch nicht in Untersuchung genommen. Der

Schullehrer hatte seinem Pfarrer den Entschluß zu einer Wiedervereheliching und die Wahl der Braut schon früher eröffnet und dessen Billigung erhalten. Nachdem er auf einmal so entsetzliche Dinge vernommen hatte, ging er wieder zu seinem Pfarrer und fragte ihn, was denn an dieser Sache wäre. Der Pfarrer erzählte ihm, was er als gewiß wußte, erklärte die früheren Zustände des Mädchens als eine leibliche Krankheit und befreite den besonnenen Brautwerber von aller Furcht und Sorge. „Jetzt mögen die Leute sagen, was sie wollen; ich ändere meine Wahl ewig nimmer," sagte der Schullehrer beim Abschied.

Dieser Lehrer war gerade ein Jahr früher auf den Schuldienst des Ortes befördert worden, ehe ich an demselben Orte als Seelsorger angestellt wurde. Ich hielt ihn beim ersten Anblick für einen Geistlichen und hatte eine kindische Freude, als er mir sagte, daß er mein Lehrer sei. „Werde freilich einen Lehrer brauchen, denn ich weiß noch gar nicht zu lehren," entgegnete ich ihm. Das machte ihn verlegen und er erklärte sogleich, so hätte er's ja nicht gemeint. „Aber ich will es so meinen und so halten, so lange wir beisammen sind. Ich will von Ihnen das Schulhalten lernen, denn das hab' ich an der Universität nicht gelernt," war meine Rede.

Und so hab' ich's auch gehalten, und das war das Vernünftigste, das ich in meinem ganzen Leben

gethan. Der Schullehrer mochte schon in der ersten Katechese, die ich den Kindern hielt, die Wahrnehmung machen, daß es volle Wahrheit sei, was ich beim ersten Zusammentreffen gesagt hatte; denn als ihn mein Pfarrvorstand fragte, wie die erste Katechese ausgefallen sei, gab er zur Antwort: „Der Herr ist noch zu hoch dran, die Kinder verstehen ihn nicht und können seine Fragen nicht beantworten.“ Dies erfuhr ich alsbald von meinem Pfarrer, der sich meine Ausbildung zum Seelsorger sehr angelegen sein ließ, und mit väterlicher Liebe mich auf meine Fehler aufmerksam machte.

Ich ging jetzt alle Tage in die Schule, nicht so fast der Schulkinder als meinetwegen. Da konnte ich sehen, wie man manchem Kinde erst den Mund aufmachen müsse, daß es rede. Ein Vorfall dieser Art bleibt mir immer merkwürdig. Unter den neueingetretenen Schülern war ein Knabe aus einem ganz einsam stehenden Hause, den man nur mit harter Mühe in die Schule hatte bringen können. Der Lehrer war wie gegen alle Kinder so auch gegen ihn ganz freundlich und zutraulich; allein der Knabe faßte kein Herz zum fremden Mann in der Schule. Die Anfänger wurden immer zuerst gefragt, ob sie gerne in die Schule gehen und etwas lernen wollten. Insgemein antworteten Alle ein freudiges Ja! Der Knabe aus der Einöde sagte nicht ja und bewegte den Mund gar nicht einmal

Der Lehrer ließ ihn in Ruhe. Am anderen Tage redete ihn der Lehrer wieder an, um ein Wort von ihm zu vernehmen; allein wieder ganz umsonst. Der Lehrer fragte ihn: Ist der Vater daheim? Was thut die Mutter? Hast du schon etwas zu essen bekommen? Alles umsonst. Der Lehrer kniete vor die Bank hin, in welcher der Kleine saß, um recht zutraulich mit ihm zu sein, und stellte lauter Fragen, von denen er glaubte, sie müßten für denselben Interesse haben; allein nie konnte er von ihm ein Ja oder ein Nein vernehmen. Die anderen Anfänger lernten unterdessen schon mehrere Buchstaben und wurden öfter zu laut, während der aus der Einöde in seiner Schweigsamkeit verharrte. Endlich kam der letzte Tag der Woche und noch immer war der Neuling schweigsam geblieben. Der Lehrer stand und kniete wieder vor ihn hin und versuchte, ein Gespräch mit ihm anzufangen. Wieder umsonst. Wie er dem Knaben so ganz nahe gekommen ist, bemerkt der Lehrer, daß dessen Kleider nach Geisbock-Art riechen, und sagt auf einmal: „Gelt, du hast zu Hause einen Geisbock!" „Ja! Ja! einen Geisbock hab' ich," schrie der Knabe und von Stund an war der Bann gelöst und der Knabe redete und lernte, wie die anderen Kinder.

Doch weit lehrreicher für mich als diese Faxe war es, wenn ich zusehen konnte, wie der Lehrer mit den Anfängern, wenn sie nur nothdürftig lesen

konnten, das sogenannte Gottesbüchlein behandelte. Da ließ er keinen Satz lesen, ohne über denselben Fragen zu stellen und Aufschlüsse zu geben. Die Naivität, die kindliche Einfalt, in der er mit diesen Kleinen sich unterhielt, konnte man nur bewundern. Er war ganz Kind mit den Kindern und war unter ihnen ganz in seinem Gebiet. In derselben Weise behandelte er mit den mittleren und größeren Schülern die biblische Geschichte. Das Bewunderungswürdigste dabei war seine unüberwindliche Geduld.

Nachdem ich längere Zeit zugesehen, wie man es in der Schule treiben müßte, versuchte ich's auch, in derselben Weise die Leseübung zu leiten. Ich erinnere mich noch des ersten Versuches. Ich ließ die Schüler der mittleren Klasse die Geschichte der Siege Davids lesen und fragte immer nach jedem Absatze: Von was und was hast du gelesen? Die Knaben gaben gute Antworten. Nun kamen einige schwächere Mädchen an die Reihe, denen das Buch und der Inhalt noch weniger bekannt war. Die erste und die zweite und die dritte der Leserinen wußten mir nichts zu antworten — und unter uns gesagt, ich wußte nichts zu fragen. Die vierte las schon sehr schlecht und nachdem sie mit ihrem Pensum zu Ende war, fragte ich — in argem Contrast mit der unüberwindlichen Geduld des braven Lehrers — sehr barsch: Was hast d u gelesen? Das Kind antwor=

tete ganz erschrocken: „Sie haben — sie haben — gesungen." „Was haben's gesungen?" „Es hab, es hab — der eine den anderen todt geschlagen" — war die Antwort. Ich sah zufällig dem Lehrer in's Gesicht und bemerkte in seinen Mienen auffallende Heiterkeit. „Hast recht gut geantwortet" — konnte ich noch sagen, wendete mich um, damit die Kinder meine plötzliche Umstimmung nicht bemerkten, und redete mit dem lieben Lehrer von Etwas, worüber man lachen konnte.

Als ich allein war, erwog ich in meinem Herzen, daß ich noch länger Schüler bleiben dürfe, wenn ich einmal meinem lieben Lehrer an die Seite stehen wolle. Und wenn ich das Hauptstück von der Geduld vornehme, so sehe ich mich auch jetzt — nach vierundzwanzig Jahren — noch ferne von diesem Manne der Geduld.

Was ich an diesem Manne am meisten bewunderte, war der Umstand, daß er nicht aus Neigung, sondern aus Gehorsam und aus Liebe gegen seine arme Mutter und Schwester Schullehrer geworden war. Seine Verwandten mütterlicher Seits waren Jäger. Mit dem Oheim, der ein Förster war, in Wäldern und auf Bergen herumzuziehen den ganzen Tag, ohne an Speise und Trank zu denken, war dem Lehrer sein Höchstes im menschlichen Leben gewesen in den Jahren der Jugend. Nun war sein Vater gestorben, der Schullehrer und Meßner gewesen und als solcher eine Besoldung

von siebenundachtzig Gulden alljährlich bezogen hatte. Das war das Einzige, wovon die Wittwe sammt ihren zwei Kindern, die sie noch bei sich hatte, leben sollte. Der ältere Sohn war schon auswärts verheirathet und konnte sich der Mutter nicht annehmen. Die Tochter war erst zwölf, der jagdliebende Sohn erst sechzehn Jahre alt. „Jetzt mußt du dich anders resolviren" — hab' ich da zu mir selber gesagt und hab' Gott gebeten, er wolle mir doch einen anderen Sinn geben, daß ich die Mutter und Schwester nicht der ärmlichsten Armuth preis gebe. Die Schule sah ich wie einen Kerker an; den Aufenthalt in ihr als die elendeste Sklaverei. Und mit Gottes Hülfe ist mir anders geworden. Ich hab' mir gedacht: ich thu' es der Mutter zu lieb und thu' es Gott zu lieb, und da ist's gegangen. Ich hab' noch selber zwei Jahre lang lernen müssen neben dem Schulhalten, bis ich die Prüfung zur Anstellung machen konnte. Man hat mich aus Mitleiden mit der Mutter zwei Jahre Schule halten lassen ohne Prüfung. Daß ich in der Prüfung bestanden, das hat meine Mutter erbetet; denn meine Kenntnisse waren ganz nothdürftig. Nur im Schulhalten war man mit mir ganz zufrieden. Ich wurde ermahnt, immer noch selber zu lernen, wie bisher, dann gebe ich noch einen rechten Schulmeister ab. Das hab' ich gethan, so viel ich gekonnt, und wenn ich nur hin und wieder eine Jagdparthie mit-

machen durfte, so war ich wieder zufrieden auf viele Wochen."

So sprach sich der mehr als fünfzigjährige Schullehrer über seine Befähigung und Vorbereitung zum Lehrfach und über die Beherrschung seiner natürlichen Neigung aus. Als ich dieses wußte und nur einigermaßen im Stande war, die Schule zu dirigiren, bot ich mich an, für ihn jedesmal Schule zu halten, so oft in der Nachbarschaft gejagt würde. Dies Anerbieten wurde nie verschmäht, und jetzt war's, als wenn der alte Lehrer sich verjüngte um dreißig Jahre. Die Jagdfreude fing schon zwei Wochen vor der Jagd an und dauerte wenigstens eben so lange nach; und ich hatte gar nicht zu befürchten, daß ohne sein Wissen irgendwo in der Nähe Jagd gehalten werde; denn die Jäger liebten ihn eben so, wie er die Jagd und die Jäger.

Als ich diesen ersten Seelsorgeposten verließ, weinte der liebe Mann wie ein Kind. Ich versparte das Abschiednehmen bei ihm bis auf die Letzte, da ich schon am Fortgehen war. Da ist auch mir's Herz gebrochen, denn es war mir, als müßte ich von meinem Vater scheiden, der mich auferzogen und sein edles Herz mir zum Pfande gegeben.

Der edle Mann lebte noch ungefähr drei Jahre lang. Zwei Tage vor Weihnachten hatte ihn auf dem Rückwege vom Besuche seines älteren Bruders

Kolik befallen, die wegen einer Ruptur, an der er schon Jahre lang gelitten, höchst gefährlich war und in kurzer Zeit sein zeitlich Leben endete. Am Vorabend der heiligen Nacht verschied er und am Tage des heiligen Johannes des Evangelisten wurde sein Leichnam zur Erde bestattet.

Der alte Schwiegervater war noch am Leben. „Mein Gott, wenn es dein Wille ist, so laß doch mich sterben für den Schullehrer!" „Laß doch mich sterben, und schenke ihm das Leben, o mein allerliebster Jesus!" Das war sein Gebet während der kurzen Vorbereitung des Schwiegersohnes zum Sterben. „Wie geht es dem Vater?" fragte er Jedes, das zu ihm an die Ofenbank hinkam. „Ist denn keine Hoffnung mehr? Mein Gott! muß ich das Allerschwerste auch noch erleben?" Dann tröstete er sich wieder mit seinem alten heiligen Spruche: „Der Name des Herrn sei gebenedeit von nun an bis in Ewigkeit."

Seine Tochter konnte sich besser fassen während des Leidens und Sterbens ihres lieben Mannes und beruhigte den alten Vater, so viel sie nur immer konnte. Als aber der Schullehrer verschieden war und sie sich über ihre große Verlassenheit etwas besinnen konnte, da brach der Schmerz über den Verlust in furchtbarer Weise aus. Anfangs ging sie lautlos und sinnlos herum, stier und starr vor sich hinblickend und Niemand beachtend. Auf

einmal brach die Kruste über dem wunden Herzen auf und fiel weg und es war, als müßte sie nicht Thränen, sondern Blut weinen. Ihre früheren Zustände des Jammers und Elendes hatten während der zehn Jahre ihrer glücklichen Ehe öfters sich angemeldet, allein die Glaubenskraft und Liebe ihres Mannes waren entgegengetreten, so daß sie nie sich äußern konnten. Sie, die noch immer nicht die volle Herrschaft über sich gewonnen, hatte einen Herrn über sich, dem sie nach Gottes Anordnung untergeben war und der sie vollkommen beherrschte zu ihrem zeitlichen Wohl und zu ihrem ewigen Heile. Jetzt stand zu befürchten, es komme in ihr auf's Neue zu einem Zwiespalt, und das Ungebundene und Wilde gewinne in ihr wieder die Oberhand über ihren vernünftigen Willen. Sie jammerte über ihr eigenes Elend und über ihr neunjähriges Töchterlein und über den sechzehnjährigen Sohn ihres Mannes, dem sie eine treuliebende Mutter geworden. Der Pfarrer suchte sie zu trösten mit dem Troste des göttlichen Wortes und wies sie hin auf Denjenigen, der Vater der Waisen und Sachwalter der Wittwen zu sein versprochen; allein diese Reden halfen wenig. Man ließ sie weinen an der Leiche ihres Mannes, bis die Stunde der Begräbniß kam. Jetzt schien sie sich zu fassen und schickte sich an, die Leiche zum Grabe zu begleiten, allein ihre Kraft war dahin geschwunden,

sie vermochte das Gehen nicht. Eine treue Nachbarsfrau blieb bei der trauernden Wittwe und beim bekümmerten alten Vater. Während der Begräbniß und des Gottesdienstes für den Verstorbenen betete der liebe Alte unabläßig, überlaut und wiederholte oft die Worte: „Der Name des Herrn sei gebenedeit, von nun an bis in Ewigkeit." Die Wittwe, die im nahen Schlafzimmer auf dem Bette saß, hörte ihren Vater also beten und ward ruhiger und zeigte auf ihrem Gesichte wieder einige Besonnenheit. Die Nachbarin betete auch und getraute sich nicht, weder mit dem alten Vater noch mit der betrübten Wittwe ein Wort zu reden.

Auf einmal fragte der alte Vater: „Läutet man nicht das Libera für den Verstorbenen mit allen Glocken?" Die Nachbarin bejahte es und schwieg wieder. Darauf erhob sich der alte Vater, sprach noch seinen Trostspruch und bat dann die Nachbarin, ihn zur Tochter in's Schlafzimmer zu führen. Diese befolgte seinen Willen. „Du hast auch gebetet, mein Kind," sagte er zu seiner Tochter, als er sich auf einen Stuhl niedergesetzt hatte. „Ich hab' dieser Tage nichts zu dir sagen wollen; denn ich weiß wohl, man hört in dieser Lage nichts. Aber jetzt kannst du wieder etwas hören und im Herzen fassen. Mir ist das Ohr aufgegangen beim Libera, so daß ich alle Glocken läuten hörte, wie schon lange nicht mehr. Dir wird auch so geschehen

sein — so hoffe ich zu Gott. Drum will ich dir sagen: Vor Allem danke Gott, daß er dir diesen guten Mann gegeben und so lange gelassen hat. Bis auf diese Tage hast du ihn nothwendig gehabt; jetzt hat er sein Tagewerk auch an dir vollendet und jetzt geht er zu Gott, um seinen Lohn zu empfangen. Dank Gott, daß Er ihn zu diesem Gang durch die heilige Wegzehrung gestärkt und daß Er ihn nicht eines gähen Todes zu sich genommen. Nun ist der Herr dein Gott selbst dein Mann und Er will, daß du nur Ihm allein angehörest. Stehe auf und fasse dich; jetzt geht's auf's Neue an, jetzt mußt du auf deinen eigenen Füßen und allein stehen. Stehe auf und red' mit den guten Leuten, wenn sie kommen, und erzähl' ihnen von dem schweren Leiden und von dem seligen Sterben deines Mannes. Das ist's, was ich als dein Vater dir befehle, da keiner mehr ist, der dir befehlen kann, wie ich. Fällt dir ein, du seiest elend daran, so denk' an die Zeiten deines Elendes im Gefängniß und glaube fest, daß du nicht elend bist. Wird dir bang, so denk', wie dich der barmherzige Gott geführt und beschützt und errettet hat aus den größten Nöthen. Bei mir wird's nicht lange mehr dauern. Ich werde bald dem Verstorbenen nachfolgen, und da sollst du nicht jammern; es nützt und hilft nichts. Da sollst du beten für mich, daß ich bald in die Seligkeit eingehen kann, die ich

zuversichtlich hoffe durch die Verdienste meines Heilandes und seiner lieben Mutter."

Der alte Vater redete noch im Schlafzimmer, als schon mehrere Verwandte in die Stube eintraten. Als er dieses bemerkte, sprach er nur noch: „Folge mir, mein Kind, sonst ist Dir nicht zu helfen." Er bot ihr die Hand, richtete sie auf und führte sie mit sich in die Stube zu den Gästen. Alle waren voll aufrichtiger Theilnahme und liebender Sorgfalt für die arme Wittwe und den alten Vater. Dieser redete wenig mehr. Die Wittwe aber zeigte eine Festigkeit und eine Ruhe, wie ihr es kein Mensch zugetraut hätte. Das Wort des Vaters hatte Wurzel gefaßt in ihrer Seele und wurde fortan ein fester Anhaltspunkt für ihr inneres Leben, wie bisher der Wille ihres Mannes es gewesen war. Als dann wenige Tage darnach der alte Vater das Verlangen nach dem Empfang der heiligen Sterbsacramente ausgesprochen und Andeutungen gegeben hatte, daß sein Ende nahe sei, war sie ganz gefaßt, redete mit dem geliebten Vater vom nahen Sterben wie von einer Wallfahrt, die man bald antrete, um bald wieder zusammen zu kommen. Dem edlen Patriarchen wurde die heilige Wegzehrung gereicht; er betete die Litanei mit dem Priester, sprach die deutschen Gebete ihm nach und lobte Gott mit heller, lieblicher Stimme, nachdem die heilige Handlung vorüber war. Seiner Toch-

ter, die ihn noch um Verzeihung bat wegen alles Kummers, den sie ihm verursacht, sagte er nur: „Danken wir dem Herrn, Er hat Alles recht gemacht. Er sei gelobt in Ewigkeit." Darauf redete er noch einige Worte an seine Enkelin und an seinen Stiefenkel, die weinend an seinem Bette standen und machte mit der Hand eine Bewegung, als wollte er das Kreuz über sie machen. Dann wendete er sein todtes Auge aufwärts und bewegte seine Lippen, ohne daß man ein Wort vernehmen konnte. Die Schullehrerin sammt den Kindern blieben immer um ihn, getrauten sich aber nicht, eine Frage an ihn zu stellen oder ein Wort zu sprechen. Abends gegen sieben Uhr kam der Pfarrer, der einige Stunden vorher ihm die Wegzehrung gereicht hatte, betete die Sterbegebete, schloß mit dem Requiem aeternam dona ei Domine; und jetzt wußten auch die Umstehenden, daß der Geist des geliebten alten Vaters dahingeschieden sei. Sonst hätten sie es wahrscheinlich nicht so bald bemerkt, denn es war ein Einschlummern ohne alle Zuckung und Verzerrung. Der Pfarrer selber war in Folge einer besonderen Anregung zu dem Kranken gekommen, den er bei Vornahme der heiligen Handlung noch nicht als einen Sterbenden hatte ansehen können; und er gestand später, er hätte bei seiner Ankunft am Sterbebette nicht bestimmt sagen können, ob noch Leben in dem Sterbenden sei oder nicht.

Nach dem Tode schlossen sich die schon lange erstorbenen Augen dieses edlen Mannes, und sein Angesicht gewann eine Freundlichkeit und Verklärung, wie man sie nie an ihm bemerkt hatte, so lange er in diesem Thale des Elendes das Brod der Thränen gegessen. Seine Tochter konnte sich in ihre Lage finden, wie man's ihr gar nie zugetraut hatte. Ihr Stiefsohn wurde Lehrer und trat als solcher in die Fußstapfen seines Vaters, dessen Tod er als den Anfang und als die Begründung eines besseren Sinnes und ernsteren Charakters stets anerkannte und vor mir selber öfters bekannte. „Mein Gott! laß doch meinen Johannes nicht an der Seele zu Grunde gehen!" Das seien die letzten Worte des sterbenden Vaters gewesen, die ihm die Mutter öfters in's Andenken gerufen. Er ist nicht zu Grunde gegangen an der Seele; er ist ein tüchtiger Lehrer geworden und fünf Jahre nach dem Tode des Vaters demselben nachgefolgt in die Ewigkeit. Die Mutter ist auch hingegangen an den Ort der Ruhe und des Friedens, und ihr Töchterlein, das sie in der Furcht des Herrn erzogen, hat das Geschäft des Vaters und des Bruders übernommen und lehret und erziehet die von gläubigen Eltern ihr anvertrauten Kinder als gottgeweihte Jungfrau in einem heiligen Orden.

II.

Der erste Sterbende, dem ich als Seelsorger beigestanden.

In meinem Leben hatte ich außer meinem sechsjährigen Brüderchen keinen Menschen sterben gesehen. Nicht als wenn es nie Gelegenheit gegeben hätte, bei solch einem ernsten Schauspiele gegenwärtig zu sein; die Ursache lag in meinem Grausen vor dem Anblicke des Sterbenden. Ich hatte oft gehört, unter welch schrecklichen Schmerzen da Einer seinen Geist aufgegeben, wie dort ein Anderer fast zur Verzweiflung gekommen, wie es einem Anderen das Gesicht verzogen, und wie tief erschütternd und herzeinschneidend so ein Anblick sei. Hätte ich irgendwie Neigung zu einem anderen Berufe in mir finden können, so wäre dieses Grausen vor dem Anblick der Sterbenden Grund genug gewesen, mich vom geistlichen Stande fern zu halten.

Als ich noch im Alumnate mich befand, erkrankte der Krankenwärter und war in wenig Tagen dem Tode ganz nahe. Ich hatte ihn freilich, da er noch lebte und die kranken Alumnen bediente, schon gefürchtet, wie ein kleines Kind den Kaminfeger fürchtet. Er war immer verdrüßlich. Seine

Kränklichkeit wird die Ursache davon gewesen sein. Er hatte Blatternarben und Erhöhungen im Gesichte, die wie Riemen aus der Sattlerwerkstätte von einem Sattlerlehrjungen eingenäht schienen und ihn wenigstens mir ganz unheimlich machten. Immer brummte er vor sich hin und immer hatte er etwas zu schmähen. Die losen Alumnen foderten von ihm, er sollte die Speisen immer zugedeckt bringen, er könnte sie durch seinen Blick allein ganz versäuren, und wenn Milchspeisen darunter wären, so könnte leicht Alles gerinnen, was kranken Leuten nicht gut bekäme. Ich hätte mir nie getraut, ihm dergleichen etwas oder auch sonst was zu sagen, denn ich fürchtete ihn im Ernste.

Dieser Krankenwärter hatte in seinen letzten Tagen viel zu leiden und litt es mit großer Geduld. Mehrere der Alumnen, die ihn nicht fürchteten, besuchten ihn während seiner Krankheit öfters. Als man zum Ende rief, liefen Viele hinauf zum Sterbenden und Mehrere derselben foderten mich auf, mitzugehen, daß ich doch einmal einen Sterbenden sehe. Ich weigerte mich und gestand offen, daß ich den Krankenwärter selbst lebend immer gefürchtet hätte. Darüber zogen mich die Mitalumnen hart auf und sagten: „Du wirst einen richtigen Seelsorger abgeben, wenn du die Kranken fürchtest."

Und wirklich war mir auf den Krankenbesuch und auf die geistliche Krankenpflege ernstlich bange. Ich

dachte mir wohl: Kommt Zeit, kommt Rath; und der liebe Gott wird mir Gnade geben, wenn's einmal sein muß; aber eine gewisse Angst konnte ich mir doch nicht verbergen.

Als ich auf meinem ersten Seelsorge-Posten ankam, war ein alter Mann daselbst schon mehrere Wochen bettlägerig und an ein Aufkommen war nicht mehr zu denken. Der Pfarrer hatte ihn bisher alle Wochen mehrmal besucht und auf den Tod vorbereitet. Die heiligen Sterbsacramente hatte er ihm jedoch noch nicht ertheilt. Am Tage meiner Ankunft war mein Pfarrer erkrankt und ich hatte nun die Seelsorge in der ganzen Pfarrgemeinde allein auszuüben. Ich mußte somit auch diesen Kranken besuchen. Am zweiten Tage meines Dortseins sagte mir der Pfarrer, als ich in der Frühe mich nach den Geschäften des Tages an seinem Bette erkundigte, unter Anderen auch: „Den alte Xaveri müssen Sie auch besuchen. Es ist möglich, daß man ihn morgen oder übermorgen versehen muß."

Ich begab mich in das Haus des kranken Xaveri mit einigem Gefühl von Bangigkeit, aber doch mit dem Bewußtsein, „es ist ein Pflichtgang" und mit dem festen Entschlusse, den Kranken gleich recht fest in's Auge zu fassen und alle Furcht zu unterdrücken. Beim Eintritte in's Haus traf ich zwei erwachsene Kinder des Kranken, die einen

recht widerwärtigen Eindruck auf mich machten. Der Bursche sah roh und feindselig darein und machte überhaupt eine Miene, als wollte er mir gerade ein recht stacheliges Wort in's Angesicht werfen. Die Tochter sah einem bösen Weibe gleich und war nicht verheirathet.

Aber erst da ich an's Bett des Kranken kam! Da glaubte ich den leibhaftigen Krankenwärter aus dem Seminar zu finden — dieselben vernähten Wulste im Gesichte, dieselben triefenden Augen, ganz dieselbe Unholdseligkeit. Da hatte ich Mühe, mich zu fassen, und es war gut gewesen, daß ich unter der Thüre und im Vorhause keine Engelgesichter gesehen. Ich beharrte auf meinem Entschlusse, faßte den Kranken fest in's Auge und fand bald unter den entstellenden Narben noch manche Spuren unversehrter Menschlichkeit. Zudem bemerkte ich auch, daß hier der Tod noch ferner sei, als ich mir vorgestellt hatte. Ich redete mit dem Kranken über seine Krankheit und erinnerte ihn, daß es vielleicht die letzte sei und daß er am sichersten thue, wenn er sie als solche ansehe und sich zum Sterben bereite. Am Ende sagte ich ihm, wir wollten mit einander ein Vater unser beten um eine glückselige Sterbstunde.

Dem Kranken war Alles recht, was ich sagte; denn Landleute sind in dieser Lage immer am leichtesten zu behandeln und fügen sich gern in den

Willen Gottes, wenn sie nicht schon ganz gottlos geworden sind.

Als ich wieder nach Hause und zu meinem Pfarrer gekommen war, erzählte ich ihm, welch Grausen ich bisher vor Sterbenden gehabt und wie ich mir ernstlich vorgenommen und Gott um Gnade dazu gebeten habe, dasselbe gleich das erste Mal zu überwinden. „Dazu haben Sie bei diesem Kranken die beste Gelegenheit," sagte der Pfarrer etwas heiter; „da braucht es Selbstüberwindung, wenn man auch kein Grausen vor Sterbenden hat." Dann erzählte er mir, wie der heilige Franziscus Xaverius seinen Ekel vor den Aussätzigen mit Gottes Gnade überwunden; wie er nämlich den ersten dieser unglücklichen Menschen, den er im Spital verpflegen mußte, und bei dessen Anblick schon seine ganze Natur sich entsetzte, im ersten Augenblicke umarmt und geküßt hätte und dadurch nicht nur von allem Ekel und Grausen vor derartigen Kranken für immer befreit wurde, sondern eine ganz außerordentliche Freude an der Bedienung der Aussätzigen gewann.

Dann sagte er mir noch, dieser alte Mann sei nicht so übel, als er aussehe; man müsse vom Aeussern und vom ersten Eindrucke, den ein verkümmertes Aeußere auf uns mache, nicht gleich auf das Innere schließen; denn es wohne oft eine edle Seele in einer garstigen Hülle.

Ich sprach noch von dem Eindrucke, welchen die erwachsenen Kinder auf mich gemacht hatten und fand, daß ich in Hinsicht auf diese mich nicht sehr geirrt hatte. Die Tochter sei früher unter ausgelassenen Leuten bei einer sehr leichtfertigen Dienstherrschaft im Dienste gewesen, sei unter diesen Leuten selber ausgelassen und frech geworden und vor kurzer Zeit mit Schande nach Hause gekommen zum großen Verdruß ihrer Eltern. Der Bube sei ein roher Mensch. Der Vater scheine es in Hinsicht auf Strenge bei ihm übersehen zu haben und müsse jetzt Vieles von ihm sich gefallen lassen, was man nicht billigen könne. Ueberhaupt gehöre dieses Haus zu den am meisten verwahrlos'ten in der ganzen Gemeinde. Es würden sich kaum drei Häuser finden, die diesem an die Seite gestellt werden könnten.

Diese Aufschlüsse waren mir zum Theil ein Trost, zum Theil war es mir doch nicht recht, daß ich als unerfahrener Anfänger gerade da zu thun haben sollte, wo es am schlimmsten aussah, denn ich fürchtete, etwas zu übersehen oder überhaupt in dem schwierigen Falle keine Lösung zu finden. Ich bat den Pfarrer, er möchte mich durch seinen Rath unterstützen, wo ich rathlos würde, und fragte ihn noch, ob ich über Alles, was die Seelsorge, sowohl die Sorge für die Seelen Anderer als die für meine eigene Seele betreffe, mit ihm mich be-

sprechen dürfe, insofern es nicht das Beichtgeheimniß berühre, wie sich wohl von selbst versteht. Der Pfarrer billigte es und versprach mir seine Hülfe in allen Stücken, insoweit nämlich seine Schwachheit ausreiche.

Ich besuchte nun den kranken Xaveri alle Tage, hörte seinen Bericht über die Krankheit, seine Klage über die nichtstaugende Arznei und manche andere geduldig an, ermunterte ihn zum geduldigen Leiden, das doch bald ein Ende nehmen werde, und betete jedesmal, ehe ich ihn verließ, ein Vater unser mit ihm. Er sagte mir einmal, er habe gemerkt, daß ihm, wenn wir zusammen beten, jedesmal leichter werde, und die Erleichterung dauere noch einige Zeit an, nachdem ich schon fortgegangen. Ich erinnerte ihn, er könne ja selber auch beten und solle es recht oft thun, nicht blos darum, daß ihm leibliche Linderung zu Theil werde, sondern ganz besonders, damit seine Seele gesund und fähig werde, in die Anschauung Gottes einzugehen.

Da die Schmerzen immer heftiger wurden und das Ende immer näher heranzurücken schien, redete ich dem Kranken zu, er sollte sich auf den Empfang der heiligen Sterbsacramente vorbereiten, damit er im Frieden sterben könnte. Er erklärte, es wäre dies schon länger sein Wunsch gewesen, allein er habe immer gehofft, der Herr Pfarrer werde wieder gesund werden und ihn besuchen. Er wünschte,

dem Herrn Pfarrer zu beichten, weil dieser bisher immer sein Beichtvater gewesen.

Ich war dessen zufrieden und sagte es meinem Pfarrer. Dieser war aber selber so schwach, daß er nur einige Stunden des Tages außer dem Bette zubringen konnte; und es war keine Aussicht, daß er sobald das Krankenzimmer würde verlassen dürfen.

Hier sah ich zum ersten Male, daß meine schon öfters ausgesprochene Klage über den Defect des zur Seelsorge erfoderlichen Alters nicht ohne Grund sei. Obgleich ich schon über dreiundzwanzig Jahre alt war und mit bischöflicher Dispense zum Priester war geweiht worden, so konnte ich mir doch nie verhehlen, daß ich zu jung sei und daß mir jene persönliche Autorität, welche der Stellvertreter Gottes haben sollte und welche ihm das Vertrauen der Leute gewinnt, noch gänzlich fehle. Zudem war ich ohne alle Lebenserfahrung. So etwa zur Verwaltung des Katecheten- und des Predigtamtes hätte meine Halbmündigkeit ausgereicht; allein die Verwaltung des Bußgerichtes und die Privatseelsorge kamen mir als eine Aufgabe für gereiftere Männer vor, die ich nur im Nothfalle übernehmen sollte. Es fiel mir immer als eine große Demüthigung schwer auf's Herz, wenn betagte Männer mich in ihren Gewissensangelegenheiten zu Rathe zogen und die innersten Gedanken ihres Herzens mir offenbarten. Ich mußte immer mit aller Gewalt das

Bewußtsein in mir erwecken, daß ich im Namen Gottes und als Stellvertreter Christi hier handle, um nicht ausser Fassung zu kommen. Ich sage dieses nur mit Bezug auf meine individuelle Persönlichkeit und weiß recht wohl, wie ich's auch damals schon wußte, daß der Apostel schreibt: Niemand soll den Timotheus wegen seiner Jugend verachten. Andere mögen mehr Muth und Selbstvertrauen und mehr Gründe für Beides haben, als ich in mir finden konnte. Bei all dieser Furchtsamkeit und Aengstlichkeit war ich, wie sich's leicht denken läßt, auch sehr ungeschickt.

Ich hinterbrachte dem kranken Xaveri die Kunde, daß der Pfarrer noch immer größtentheils das Bett hüte und daß nicht zu erwarten stehe, er werde binnen kurzer Frist es wagen dürfen, Zimmer und Haus zu verlassen. Ich erklärte zugleich dem Kranken, ich wäre bereit, einen Pfarrer aus der Nachbarschaft, wenn der Kranke einen wünsche, zu bitten, daß er komme und seine Beicht höre; denn in diesem Stücke müsse die unbeschränkteste Freiheit sein. Dem Kranken zu sagen, daß auch ich ihn Beicht hören und absolviren könne, getraute ich mir nicht einmal, obwohl ich alle Vollmacht, wie sich von selbst versteht, dazu erlangt und in der Pfarrei schon Mehrere Beicht gehört hatte. Nachdem, wie jedesmal, das Vater unser gebetet war, verließ ich den Kranken mit der Verheißung, ich

werde ihn Nachmittag wieder besuchen; er möchte sich bis dahin besinnen, welchen Beichtvater er wünsche, damit ich ihm denselben rufen könnte.

Meinem Pfarrer hinterbrachte ich, was ich in Betreff der bevorstehenden Beicht mit dem Kranken verhandelt hatte, andeutend, daß ich dieses Geschäft immer lieber einem Anderen überließe, so lange ich nicht mehr Lebenserfahrung gewonnen hätte. Der Pfarrer tadelte mich wegen meiner übertriebenen Sorglichkeit und erinnerte mich, daß ich ja dazu ordinirt worden und geistliche Gewalt erlangt hätte, damit ich sie ausübe. Man dürfe gar nicht einmal denken, daß man in diesem Falle selber etwas ausrichten könne oder doch solle, und daß es überhaupt irgend eine Stufe gebe, auf welcher man bei Spendung der Sacramente mit persönlicher Autorität im Geringsten etwas zu wirken vermöchte. Das sei Gottes Werk durch die Diener der Kirche, wie armselig diese sich auch erkennen mögen.

Das wußte ich Alles, allein das Wissen will in solchen Fällen nicht helfen. Erst als mir Nachmittags der Pfarrer den Auftrag gab, die Stole mitzunehmen und den Kranken Beicht zu hören, wenn er nicht absolute einen anderen Beichtvater verlange; erst jetzt ging ich beruhigt zum Kranken, fest entschlossen, das Sacrament ihm zu spenden, wenn er es wünsche.

Der Kranke hatte sich wirklich zur Beicht vor=

bereitet und war Willens, mir seine Beicht abzulegen. Ich hatte schon bei den früheren Besuchen an Manches erinnert, was auf diese heilige Handlung Bezug hatte. Insbesondere war es die Auffoderung, sich von der Anhänglichkeit an das Gut der Erde ganz los zu machen, was ich vor allem Anderen betonte. Zugleich war er schon öfters von mir aufgefodert worden, in Hinsicht auf das Zeitliche Alles in Ordnung zu bringen, damit nicht Streit und Feindschaft entstehe nach seinem Hinscheiden. Es sollte bedenken, ob er Niemanden mehr etwas schulde auf was immer für eine Weise. Das Alles war schon öfters besprochen worden ausser der Beicht, und kann eben darum auch hier besprochen werden.

Nach der Beicht wurde der Kranke sehr schwach. Ich befürchtete, er könnte eine recht schwere Nacht bekommen und redete ihm zu, er sollte noch diesen Abend die heilige Kommunion und die letzte Oelung empfangen. Zugleich suchte ich ihn dazu noch insbesondere vorzubereiten. Als er in meinen Rath eingewilliget hatte, betete ich eine Zeitlang mit ihm, erweckte die Acte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe mit ihm und ging dann hin, das Allerheiligste ihm zu bringen. Die heilige Handlung schien nicht blos auf ihn, sondern auch auf sein Weib und seine Kinder einen guten Eindruck zu machen. Der Kranke schien vollkommen beruhi-

get zu sein und nach der Auflösung recht sehnsuchtsvoll zu verlangen.

Die nächstfolgende Nacht ging gut vorüber. Am nachfolgenden Tage besuchte ich ihn zweimal und meinte jedesmal, jetzt werde es das letztemal sein. Ich kannte die Symptome des nahen Todes gar nicht, wie ich sie auch jetzt noch nicht kenne.

Am zweiten Tage, nachdem der Kranke die heiligen Sterbsacramente empfangen hatte, wurde das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä gefeiert. Selbst die Seinigen glaubten, dies werde sein Todestag sein. Schon vor dem Gottesdienste rief man mich aus dem Beichtstuhle, ich sollte dem sterbenden Xaveri beistehen. Ich ging hin und blieb etwa eine gute Viertelstunde, bis ich zur Predigt und zum Hochamte eilen mußte, beim Sterbenden. Die Umstehenden meinten damals schon, er liege in den letzten Zügen. Ich betete die Sterbegebete lateinisch und sprach ihm inzwischen deutsche Stoßgebete zu. Ich konnte den Augenblick des Hinscheidens nicht erwarten.

Kaum hatte ich das Amt geendet, kamen die Leute gesprungen daher, ich sollte doch kommen, der Xaveri könne nicht versterben. Ich ging eilends hin, betete für den Sterbenden und wollte sein Ende abwarten. Auf einmal öffnete er die schon lange geschlossenen Augen mit einem tiefen, herzdurchdringenden Seufzer und war wieder ganz wach. Ich

sprach ihm einige Worte des Trostes zu, die er mit Begierde aufzunehmen schien; dann verabschiedete ich mich, um etwas zu Mittag zu essen. Es war schon über eilf Uhr.

Ich hatte nur etwas Weniges genossen, so wurde ich wieder gerufen, weil der Xaveri eben am Verscheiden sei. Sobald ich zu ihm kam, öffnete er wieder die Augen, blickte mich und die Umstehenden an und schien etwas sagen zu wollen. Ich hieß die Leute hinausgehen und fragte ihn, ob er mir noch etwas zu sagen habe. Er sah längere Zeit starr vor sich hin, dann blickte er mich an, schüttelte den Kopf und schloß die Augen wieder. Ich weiß nicht, ob er noch der Sprache mächtig gewesen wäre, oder nicht. Weil die Sterbenden gewöhnlich ausserordentlichen Durst leiden, so wollte ich ihm leibliche Linderung verschaffen und reichte ihm in einem Löffel voll Wasser. Er genoß dreimal ein wenig, schüttelte wieder den Kopf und achtete nicht mehr auf mich. Ich hieß das Weib und die Kinder wieder hereingehen und verabschiedete die Fremden, weil man gar nicht wissen könne, wenn es zum Sterben komme. Unterdessen hatte der Pfarrer nach mir geschickt, ich sollte kommen und endlich einmal etwas zu Mittag essen. Ich entfernte mich wieder und ging nach Hause, konnte aber wenig essen; denn beim Sterbenden war mir ganz unheimlich geworden. Der Pfarrer merkte es mir an, daß es

mir zu Herzen gehe und sagte zu mir, es sei jetzt nicht mehr nothwendig, daß ich nochmal hingehet auch wenn man mich wieder rufe, der Kranke müsse es doch allein wagen und ich könne nicht für ihn sterben. Es sei besser, es sterbe Einer, als daß zwei sterben. Er bedauerte nur, daß er gerade diesen Tag nicht einmal das Bett verlassen konnte. Ich meinte, zum Sterben komme es bei mir doch nicht, und ich wollte nicht haben, daß man sage, der Kaplan habe gleich den ersten Sterbenden verlassen. Ich wolle Gott zu lieb thun, was ich könne, und wünsche nur, daß es zur Rettung der Seele sei.

Erst gegen Abend wurde ich wieder zum Sterbenden gerufen. Er liege schon wieder über eine Stunde in den letzten Zügen, sagte man mir, als man mich rief. Als ich an's Sterbebett hintrat, öffnete der Sterbende wieder die geschlossenen Augen, wie es früher geschehen war. Ich fragte ihn noch einmal, ob er etwas zu sagen habe. Er schüttelte kaum merkbar den Kopf und blickte die Umstehenden an. Ich entfernte mich bald wieder. Abends um sieben Uhr holte man mich noch einmal. Der Pfarrer hatte mir wieder gesagt, jetzt sollte ich nicht mehr gehen, ich sei nicht wohl, ich hätte gegründete Ausrede. Ich ging in Gottes Namen wieder, und dießmal kam ich wirklich zum Ende. Das Weib und die Kinder jammerten entsetzlich.

Ich sagte, sie sollten niederknieen und mit mir die fünf Vater unser für den Abgeschiedenen beten, was auch geschah. Dann sagte ich noch der ausgelassenen Tochter, die sich ganz verzweiflungsvoll geberdete, sie sollte in sich gehen und bedenken, wie viel Leiden sie dem Vater gemacht; vielleicht habe er ihretwegen einen so harten Todeskampf zu leiden gehabt. Sie solle Buße thun und ein anderes Leben anfangen. Solchen Trost hatte man nicht erwartet. Nicht blos die Tochter, selbst die Mutter und ihre Geschwister zeigten sich sehr ungehalten über diese Mahnung. Ich besprengte noch den Verstorbenen mit Weihwasser und war tausendfroh, endlich einmal ruhig nach Hause gehen und zu Hause bleiben zu können.

Schon an diesem Todestage waren verschiedene Gerüchte über den Sterbenden in der Gemeinde herumgetragen worden. Daß es mit dem Sterben so hart gehe und daß man den Kaplan immer wieder rufe, war auffallend geworden. Viele hatten mehr Mitleiden mit mir als mit dem Sterbenden, und redeten auf den Grund oder unter dem Vorwand dieses Mitleidens hart über ihn. „Wie man lebt, so stirbt man,“ sagten sie; „er ist ein gewaltthätiger Mensch gewesen im Leben, auch sein Tod hat müssen gewaltthätig sein.“ Dieser gewaltthätige Tod wurde nun verschieden ausgemalt. Die Einen sagten, er habe immer das Gesicht so fürchterlich

verzerrt, daß es Jedermann gegrauset, und zu Zeiten habe er alle Anwesenden und vorzüglich oft den Kaplan angespuckt. Andere wußten ganz gewiß und hatten es von Augenzeugen gehört, daß er einmal in einem Anfall von Wuth den Kaplan angepackt und daß er ihn sicherlich erdrosselt hätte, wenn nicht die Umstehenden dem Ergriffenen wären zu Hülfe gekommen. Das sei noch das Wenigste, sagten Andere, aber weit fürchterlicher sei es gewesen, wie eine schwarze Katze auf den Sterbenden losgesprungen und ihm seine Narben so verkratzt habe, daß er einem leibhaftigen Marterbild gleich gesehen. Zudem habe man gar nicht gewußt, woher die Katze gekommen und wohin sie gegangen sei. Das sei es gewesen, was den Kaplan so erschreckt und fast ganz krank gemacht habe. Wieder Andere wußten ganz gewiß, daß der Kaplan fortwährend den bösen Feind beschworen habe, so lange er beim Sterbenden gewesen; denn er habe mehrmal die Stole umgehabt und Lateinisches gelesen. Unfehlbar hätte der „Behüt uns Gott" den Sterbenden mit Leib und Seele fortgenommen, wenn der Kaplan nicht immer wieder gekommen wäre. Das sei grausig, daß der junge Herr gleich das erstemal so erschreckliche Erfahrungen habe machen müssen. Der werde denken, wenn er nur nicht wäre geistlich geworden, da es solche Sachen gebe in der Welt.

Die Vernünftigeren glaubten von all Dem nichts, allein sie bedauerten, daß der Pfarrer nicht zum Kranken kommen konnte; denn da würde es ganz anders gegangen und Vieles würde unterblieben sein. Und diese Letzteren hatten vollkommen recht. Die Anderen hatten einen Anlaß zu ihrem Gerede, den ich erst nach dem Tode des so hart Sterbenden erfuhr.

Dieser Xaveri hatte in früheren Jahren gegen einen Nachbarn einen Prozeß geführt und denselben verloren. Der Nachbar hatte dabei auch mehr Unkosten als der Gewinn des Handels ihm eintrug und verwünschte den ganzen Prozeß dahin, wo der Pfeffer wächst. Der Xaveri hatte die Schmach des verlornen Handels und überdem noch viele Unkosten. Das erbitterte ihn nicht allein gegen den Nachbarn, der auch nicht zu beneiden war, sondern gegen alle Menschen, insbesondere gegen Advokaten und Gerichtsleute. Von dieser Zeit an sei er erst recht feindselig geworden. Es habe ihm zwar früher schon die Freundlichkeit und Leutseligkeit nie wehe gethan; aber von da an habe man von diesen guten Eigenschaften an ihm gar nichts mehr bemerken können. Uebrigens habe er sich immer innerhalb der Gränzen strenger Rechtlichkeit gehalten. Die Leute meinten, es sei dies aus Furcht vor einem neuen Prozesse geschehen, denn Prozesse habe er von dort an mehr gefürchtet und verabscheut als die Hölle und alle ihre Inwohner.

Der Nachbar, der den Prozeß gewonnen, wäre versöhnlich gewesen und hätte immer Aussöhnung gewünscht, auch öfters es versucht, den Gegner wieder zu begütigen und zu gewinnen; allein es sei jeder Zeit ganz vergebens oder vielmehr Oel in's Feuer gewesen. Nie hätten die Kinder ein freundlich Wort mit diesem Nachbar reden dürfen, und das sei die Ursache gewesen, warum die Kinder so feindselig geworden. Sie wären früher auch anders gewesen und in der Schule habe man sie gerne gehabt. Die Mutter sei immer eines von jenen Weibern gewesen, die man geflohen und der man zugetraut hätte, sie könnte durch ihren giftigen Blick Menschen und Vieh beschädigen.

In der letzteren Zeit vor der Krankheit sei der alte Xaveri etwas handsamer geworden, habe manchmal neben einen Bekannten sich hingesetzt auf die Bank vor der Hausthüre und mit ihm sehr theilnehmend gesprochen. Nur wenn er Jemand von des angefeindeten Nachbars Leuten erblickt hatte, sei er immer entweder recht ärgerlich geworden oder gleich davon und in sein Haus hineingegangen. Im Wirthshause des Ortes habe man ihn seit jenem Prozesse immer nur bei der Gemeindewahl gesehen. Wo es nicht unerläßlich nothwendig gewesen, sei er auch an anderen Orten, in der benachbarten Stadt und im nahen Markte nie in ein Wirthshaus gegangen; denn im Wirthshause sei jener Prozeß angegangen.

Zu den Geistlichen habe er wenig Vertrauen gehabt. Den Grund haben Einige darin finden wollen, daß ihm sein geistlicher Herr Schwager, der ein bedeutendes Vermögen besaß, immer nur wenig zukommen ließ, während er eine Schwester, die unverschuldet in Armuth gekommen war, reichlicher unterstützte. Es soll nach dem Rechte gehen, meinte Xaveri, und Schwester sei Schwester und der Bruder sollte der einen so viel geben als der anderen. Am Ende könnten seine Kinder auch noch beim Erbe verkürzt werden. Der geistliche Herr Schwager hatte ihm einmal bedeutet, auf das, was er als Pfarrer besitze, hätten die Geschwister gar keine Ansprüche, sondern nur die Armen. Das wollte dem Xaveri gar nicht einleuchten, denn er war der Meinung, der Bruder sei ja doch für die Geschwister geistlich geworden und habe vor Allem um diese sich zu kümmern. Am meisten galt bei ihm sein Ortspfarrer, weil dieser ausserordentlich wohlthätig war, ihm schon mehrmal einen Theil des Pachtzinses geschenkt hatte und gegen ihn wie gegen Jedermann sich recht freundlich bewies.

Während der Krankheit des Xaveri habe der ehedem mit ihm prozessirende Nachbar öfters ihn besuchen und um Verzeihung bitten wollen; allein so oft er habe anfragen lassen, sei er sowohl vom Weibe als von den Kindern abgewiesen worden. „Der Vater habe nichts mit ihm zu schaffen, er

solle bleiben, wo er sei, man brauche ihn nicht" — so ließ man ihm auf jegliche Frage antworten. Ob der Kranke solches gesagt oder ob seine Leute diese Antwort selber erfunden, das konnte man freilich nicht herausfinden. Der Nachbar wünschte von Herzen eine vollkommene, aufrichtige Aussöhnung. Als schon Gerüchte über das Nichtsterbenkönnen des Xaveri im Umlauf waren, zog der friedesuchende Nachbar noch mehrere Männer zu Rathe und wollte erfahren, ob sie es für geeignet halten, daß er jetzt noch, vielleicht gegen den Willen des Sterbenden, ohne weitere Anfrage sich zu ihm begeben sollte, damit eine Aussöhnung zu Stande käme. Diese Männer konnten nicht dazu rathen, weil sie meinten, der Xaveri sei doch nicht mehr beim Bewußtsein und der Anblick des widerwärtigen Nachbarn könnte einen gar üblen Eindruck auf ihn machen. Und so unterblieb die förmliche Aussöhnung.

Mir war bei dieser Sache gar nicht wohl zu Muthe. Ich erinnerte mich recht wohl, daß ich den Kranken während meiner früheren Besuche auf gar Vieles aufmerksam gemacht hatte, das etwa noch bereiniget werden müßte; aber darauf, daß ich ihn speciell gefragt hätte, ob er keine Feindschaft mit irgend Jemand habe, konnte ich mich gar nicht erinnern. Was ich in der Beicht gefragt habe, das kann ich ohnehin nicht wissen, und wenn es nur dort gewiß geschehen ist!

Ich trug meinen Kummer und meine Furcht dem kranken Pfarrer vor. Dieser suchte mich zu beruhigen. Es sei das freilich ein Fehler, meinte er, und ich sollte immer zuerst sehen, ob die Büßer mit den Menschen versöhnt seien, sonst sei eine Versöhnung mit Gott unmöglich. Indessen liege der geringste Theil der Schuld auf mir. Ich sei noch ganz unerfahren in diesem Gebiete und unbekannt mit den Verhältnissen der Landleute. Da müsse immer die erste Frage sein: ob sie mit Niemanden in Feindschaft gelebt hätten oder noch lebten? An die Beantwortung dieser Frage reihe sich oft eine unübersehbare Menge von Thatsachen, die ein vollständiges Bild von dem inneren Zustande des Kranken entwerfen. Uebrigens hätte der Verstorbene Zeit und Gelegenheit genug gehabt, mich über dieses Verhältniß zum Nachbarn auch ungefragt aufzuklären. Ich sollte mir darüber keine Scrupel machen, ich hätte nach meinem, wenn auch mangelhaften Wissen und über meine Kräfte mich des Verstorbenen angenommen, wir müßten jetzt diese Sache wie so vieles Andere, das wir nie durchweg vollkommen zu machen im Stande wären, dem allweisen und barmherzigen Gott überlassen.

Das war das Ende dieses ersten Krankenbesuches. Mir grauste lange, so oft ich desselben gedachte. Am meisten schämte ich mich, daß ich eine so wichtige Frage übersehen oder vergessen hatte.

Die Selbstbeschamung über meinen Fehler ließ nie eine eitle Selbstgefälligkeit über die glücklich überwundene Furcht und Angst vor dem Krankenbesuch aufkommen. Zudem fühlte ich mich jetzt in besonderer Weise verpflichtet, den Verstorbenen im heiligen Opfer der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen. Das harte Leiden des Sterbenden am letzten Tage mag ihm selber eine heilsame Büßung zur wohlverdienten Strafe und Anderen zur abschreckenden Warnung gewesen sein, wie das vollzogene Todesurtheil des armen Sünders. Mir ist jede Erinnerung daran eben so ein Vorwurf wie eine Mahnung geblieben für immer. Aber noch immer spreche ich, so oft ich dessen gedenke: Bonum mihi, quia humiliasti me, ut discam justificationes tuas. („Gut ist's mir, daß Du mich gedemüthiget hast, o Herr, auf daß ich lerne Deine Rechtfertigungen.")

Zwei Tage darauf war das Begräbniß des Verstorbenen. Die Gerüchte hatten sich schon am ersten Tage müde gelaufen und schienen am Begräbnißtage ausruhen zu wollen. „Wenn er sich nur mit seinem Nachbar versöhnt hätte! Wenn nur der Herr Pfarrer hätte zu ihm kommen können, daß Alles in Ordnung gebracht worden wäre!" Das war das Einzige, was man noch redete. Daß mich weder der Sterbende, noch der „Gott sei bei uns" zerrissen hatte, sahen die Leute selber, als ich schon am fol=

genden Tage wieder in die Kirche kam, die heilige Messe zu lesen.

Auf dem Grabe des Verstorbenen sollte ich, wie es dort zu Land Sitte ist, eine Leichenrede halten. Das war wieder eine schwierige Aufgabe für einen Anfänger. Ich zog meinen Pfarrer zu Rath, was ich da sagen sollte. Ob man von all' den Gerüchten ganz Umgang nehmen, ob man der früheren Feindschaft erwähnen, ob man über Alles schweigen soll. Der Pfarrer sagte: „Sie kannten den Verstorbenen erst seit vier Wochen; Sie haben ihn während dieser Zeit oft besucht, haben ihm die Sterbsacramente ertheilt, sind bei seinem Ende gewesen und haben seinen harten Todeskampf angesehen. Das erzählen Sie. Dann bemerken Sie noch, daß selbst der Tod des einzigen Unschuldigen, daß selbst das Sterben des Sohnes Gottes ein furchtbar schmerzliches und leidenvolles gewesen, und daß man wegen des harten Todeskampfes über den inneren Zustand des Sterbenden nicht übel urtheilen dürfe. Uebrigens wäre dieser Tod eine Aufforderung an Alle, sich von Dem frei zu machen, was sie im früheren Leben des Verstorbenen als tadelhaft erkannt hätten und was ihnen das Sterben schwer machen müßte. Steine auf den Verstorbenen zu werfen, sei nur Denjenigen erlaubt, die ohne Sünde seien; darum sei ich auch versichert, daß das Steinwerfen ganz unterbleiben

werde. Ich meines Theils könnte weder den Anfang machen noch mithelfen. Weit christlicher sei, was immer Sitte gewesen und in der katholischen Kirche Sitte bleiben werde, nämlich für den Verstorbenen zu beten, und das wollten wir denn auch hier am Grabe thun, zur Hülfe und zum Troste für seine Seele. Amen.

III.

Einige Erlebnisse aus dem Anfange der Seelsorge.

Was ich beim ersten Sterbenden erfahren hatte, nämlich daß mir Erfahrung noch gänzlich mangle, das konnte ich recht oft finden. Zum Unglücke war mein Pfarrer, der mich gewiß auf jeden Fehler aufmerksam gemacht hätte, in der ersteren Zeit meiner seelsorglichen Thätigkeit fast immer im Bette und konnte eben darum nur in so fern Belehrung und Rath ertheilen, als ich ihn fragte. Aber gerade dieses Fragen fiel mir sehr schwer. Ich fürchtete immer, man möchte meinen, ich hätte im Seminar nichts gelernt, oder man hätte sich im Seminar um unsere Ausbildung für die praktische Seelsorge nicht gekümmert. Letzteres war wirklich der Fall, aber ohne daß dem Seminar eine Schuld gegeben werden könnte. Ich war während des letzten Jahres meines Seminarlebens immer der Meinung, ich werde noch ein Jahr im Seminar bleiben, und da hätte ich Zeit und Gelegenheit genug, mich für das Praktische auszubilden. Da kam auf einmal die Dispense und nach ihr sogleich die Citation vom Ordinariat zum Empfang der höheren Weihen. So

blieb ich, zumal was das Liturgische betrifft, auf das Selbststudium angewiesen. Zudem war ich, so lange ich nicht ein tieferes Verständniß der einzelnen Handlungen gewonnen hatte, in dieser Hinsicht ganz besonders ungeschickt und unbeholfen. So kam es, daß ich Manches, was nämlich Einzelnheiten und Ausserwesentliches anbelangt, gleichsam nach eigener Erfindung vornahm, oder wie man sich ausdrückte, nach eigenen Heften las.

Ich wollte Alles so erbaulich als möglich vornehmen und hatte dabei oft zu wenig Rücksicht auf Diejenigen, die mitbetheiliget waren. Ich las sehr lange an der heiligen Messe und war der Meinung, dieses Lange sei besonders geeignet, zu erbauen. Nun mußte ich aber die Bemerkung machen, daß die guten Leute an Werktagen, sobald eine halbe Stunde vorüber war, die Kirche verließen, wenn ich auch noch nicht fertig war. Als ich mich einmal bei meinem Pfarrer darüber beklagte, erwiderte er mir: Es hat dies nichts zu sagen. Die Leute sind beim Anfang gegenwärtig und bleiben bis nach der Communion, haben somit eine ganze heilige Messe angehört. Uebrigens gehen auch nicht Alle fort, so daß Sie allein bleiben müßten. Wenn Alles ginge, bliebe doch die alte Klosterfrau bis an's Ende. Und dann vertrösten sich die Leute immer, daß Sie mit der Zeit Alles noch besser lernen.

Wirklich konnte ich selber erfahren, daß mich die Leute entschuldigten, weil ich ja noch gar so jung sei, und daß sie meinem Pfarrer zutrauten, er werde, wenn er einmal gesund sei, mir Alles und insbesondere auch das Messelesen noch besser lehren, da ich's noch nicht recht gelernt hätte.

Aehnlich ging's mir bei Provisuren. Als ich das erste Mal auf einer Filiale einer alten Frau die letzte Oelung ertheilte (es war kurze Zeit nach dem Tode des ersten Kranken, von dem vorher die Rede war), da glaubte ich Alles beten zu müssen, was je im Rituale auch nur zum beliebigen Gebrauche und zur Erbauung des Kranken in besonderen Verhältnissen aufgeschrieben ist. Die Leute beteten, was sie zu beten wußten, und ich machte noch immer kein Ende. Sie mußten zuletzt auf den Gedanken kommen, es müßte jetzt Alles beisammen bleiben, bis die Kranke ihre Seele aufgegeben hätte. Endlich machte ich doch den Schluß, entließ die Leute und ging selber nach Hause. Der Meßner aber sagte mir noch: „Herr! entweder haben's die anderen Herren zu kurz gemacht, oder Ihr habt's zu lang gemacht."

Diese heilige Handlung und die Kranke, um deren willen sie vorgenommen wurde, ist mir aber noch aus einem anderen Grunde merkwürdig geworden. Die alte Frau war vom Schlagfluß berührt und konnte kaum reden. Sie war aber bei vollem Ver=

stand und achtete auf Alles, was ich ihr vorbetete und zusprach, mit einer solchen Gespanntheit, als wollte sie mir jedes Wort vom Munde wegnehmen. Ehe ich von ihr fortging, versprach ich ihr, am morgigen Tage wieder zu kommen und mit ihr zu beten. Sie hatte dieses recht gut verstanden und zum Zeichen dessen mir ganz freundlich zugenickt. Ich hatte auch den festen Willen, am anderen Tage wieder zu kommen.

Mein Lebenlang waren mir die Winternächte die liebste Studierzeit gewesen. Im Seminar hatte ich mich in die gemeinsame Ordnung gefügt, die um neun Uhr Abends alle Alumnen in's Bett wies und um fünf Uhr in der Frühe Alle wieder an ihr Pult rief. Auf meinem Seelsorgeposten konnte ich wieder meiner Neigung nachgebend diese lieben Stunden vor Mitternacht nach Belieben zur Lectüre und zum Studium verwenden. Am Abende nach jener Provisur war ich, wie gewöhnlich, bis eilf Uhr an meinem Pulte gestanden oder gesessen. Nun hatte sich, wie jedesmal um diese Stunde, so auch heute wieder der Schlaf auf die Augenlieder gesenkt und mich in's Bett genöthiget. Ich war eben am Einschlafen, da klopfte es an der Thüre. Ich mag noch ehevor an die Kranke gedacht haben, und darum fiel mir auch sogleich die alte Frau ein, die vielleicht am Sterben wäre. Daß im Pfarrhofe um diese Zeit Niemand mehr wache, das wußte ich

recht gut. Der kranke Pfarrer aber hätte an der anderen Thüre geklopft, die unmittelbar aus meinem Zimmer in das seinige führte. Auch die Haushälterin und die Magd würden, wenn man mich zum Pfarrer verlangt hätte, an dieser anderen Thüre geklopft haben. An das Alles dachte ich damals nicht, sondern hielt gleich den Gedanken fest: die alte Frau ist am Sterben und verlangt geistliche Hülfe. So neu mir dieser Vorfall war, so hatte ich doch gar keine Furcht. Ich fing an, für die Kranke zu beten, schlummerte aber bald wieder ein. Sogleich klopfte es wieder genau in derselben Weise, wie vorher. Ich betete wieder, versank aber auch dies Mal sehr bald in den Schlaf zurück. Es klopfte nochmal und dann zum vierten Male, wo ich ganz munter wurde und den Schlaf verloren gab für diese Nacht. Ich stand auf, öffnete noch die Thüre, um mich vollkommen zu überzeugen, daß Niemand im Hause dieses Geräusch verursache, und blieb dann längere Zeit ausser dem Bette.

In der Frühe ging ich wie gewöhnlich zum kranken Pfarrer, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Ich sagte ihm sogleich, die alte Wagnerin werde gestorben sein, sie hätte sich vor Mitternacht bei mir angemeldet. „Sie werden sich doch wohl nicht gefürchtet haben," entgegnete der Pfarrer, „ich habe auch wenig geschlafen und auch nach Mitternacht Sie noch ausser dem Bette bemerkt. Das

taugt nicht. Sie müssen v o r Mitternacht zu Bette gehen, sonst ist der beste Schlaf dahin und Sie haben nicht zu viel daran zu setzen.“ Ich erzählte ihm nun ausführlich, wie diese Nacht eine Ausnahme geworden, wie ich durch das mehrmalige Aufwecken den Schlaf verloren und auch geglaubt hätte, ich müßte etwas Anderes thun als schlafen. Zudem wäre ich doch nicht sicher gewesen, ob man mich nicht zu der Sterbenden hole.

Während wir mit einander redeten, kam der Sohn der alten Wagnerin und sagte die Leiche an. Gestern Nachts um eilf Uhr sei sie in die Züge gefallen. Man wäre längere Zeit unschlüssig gewesen, ob man nicht den Herrn Kaplan zu ihrem Ende holen sollte. Die Sterbende habe, ehe sie in die letzten Züge gefallen, immer noch etwas deuten wollen, das man aber nicht verstehen konnte. Dann sei sie ganz ruhig geworden. Die Schwiegertochter habe ihr vorgebetet und die anderen Leute haben für sie gebetet bis zu ihrem Ende, das alsbald erfolgt sei. Fromm sei sie immer gewesen und da könne leicht sein, daß sie einen Geistlichen bei ihrem Ende gewünscht hätte. Sie sei ganz ruhig gestorben, wie sie gelebt habe.“

Wir trösteten den um die Mutter trauernden Sohn mit der Versicherung, daß die Mutter gewiß eines seligen Todes gestorben sei, wenn auch kein Geistlicher leiblich bei ihrem Ende gegenwärtig

gewesen. Von dem, was mir begegnet war, sagten wir, wie sich von selbst versteht, keine Sylbe. Der Pfarrer aber ermahnte mich, nachdem jener fortgegangen war, ich sollte jedesmal vor dem Schlafengehen der Kranken, die in der Pfarrei wären und die ich als Seelsorger zu besuchen und geistig zu pflegen hätte, ganz besonders gedenken, und den Herrn bitten, er wolle ihnen zum letzten Kampfe seinen heiligen Engel als Beistand senden; dann werde ich nicht leicht mehr beunruhiget werden. Geschähe es aber dessenungeachtet, so solle ich mir nichts daraus machen; denn das sei etwas sehr Gewöhnliches, nur rede man nicht gerne davon, weil es in die Geheimnisse des Seelsorgerlebens gehöre und eben so von einem besonderen Zutrauen des Kranken zum Seelsorger als auch von einer Vernachläßigung des Letzteren ein Zeugniß sein könne. Drum wäre das Ungeschickteste dabei dies, wenn man sich etwas darauf einbilden und darüber Larm machen wollte. Das hab' ich mir denn auch für mein ganzes Leben gemerkt, und ich werde darum von derartigen Erlebnissen nichts mehr berichten.

Aus einer Unterredung mit meinem Vorstande auf meinem zweiten Posten konnte ich abnehmen, daß derselbe in diesem Gebiete noch weit mehr Erfahrungen gemacht hatte in den vielen Jahren seines eifrigen Seelsorgerlebens.

So unerfahren im geistigen Leben ich auch war,

so fand ich doch, daß manche Leute mir zutraueten, ich könnte ihnen Rath und Trost geben. Vorzüglich waren es schwermüthige, von verschiedenen Plagen angefochtene Seelen und Kranke auf dem Sterbebette, die mir einiges Zutrauen schenkten. Weil ich unter meinem, oft mit Gewalt hervorgerufenen munteren Humor vielfältig eine tiefe Schwermuth verbarg, die mir mein Lebenlang als eine, so Gott es gebe, segenvolle Bürde gewesen; so konnte ich mit allen Leidenden und insbesondere mit schwermüthigen Menschen recht inniges Mitleiden haben, wenn ich auch sonst nichts zu rathen und wenig zu sagen vermochte. Da hab' ich denn gefunden, daß diese Leute eben so wie ich selber vor Allem ein mitleidendes Herz suchen und oft schon zufrieden gestellt werden, wenn sie nur sehen oder fühlen, daß man ihre Leiden kenne und als Leiden gelten lasse.

Ich habe es aber auch hierin sicherlich oft fehlen lassen. Was mich dies vermuthen läßt, ist eine Rüge, die ich einmal von einer alten, mit vielen inneren Leiden heimgesuchten Frau annehmen mußte. Dieselbe traf mich einmal, da ich eben gar nicht wohl war, auf dem Wege. Sie fragte mich, wie es mir gehe, und erzählte mir, daß sie heute zum ersten Mal es wieder wagen durfte, aus dem Haus zu gehen, weil ihr Uebel diesmal sehr arg geworden sei. Ich hatte diese Frau in ihren schweren Leiden

früher oft besucht, seit einiger Zeit aber mich nicht mehr nach ihr erkundiget. Jeder Besuch bei derselben hatte mich recht schwermüthig gemacht, ohne daß ich eine Ursache davon angeben konnte. Die Person war aufrichtig fromm, hatte schon vor zehn Jahren ihren Mann verloren und war nach dem Tode des Mannes eine Zeitlang ganz auseinander gewesen. Durch geeignete Pflege von Seite des Arztes und ganz besonders durch weise Behandlung ihres Seelsorgers war sie wieder zurecht gebracht worden, so daß man ausser ihrer Schwermuth ihr nichts mehr anmerken konnte. Diesmal war sie ziemlich heiter und sagte mir auf meine Entschuldigung, daß ich von ihrer Krankheit nichts gewußt habe: „Mein Herr! es gibt viele Leute, die ein schweres Kreuz tragen und geistliche Hülfe nothwendig haben, weil ihnen sonst Niemand helfen kann. Ihr müßt diese Kreuzträger nicht vergessen und nicht fliehen. Ihr könnt ihnen viel helfen, und Ihr möget es machen, wie Ihr wollt, Ihr werdet dem Kreuze selber nie entlaufen können!“

Als ich sie in der Folgezeit öfters besuchte, erzählte sie mir Mehreres aus ihrem Leben. Sie kam auch auf die Verrücktheit nach dem Tode ihres Mannes zu sprechen. „Dort hat mir kein Doctor geholfen und keiner hätte mir helfen können“ — sagte sie; „dort hat mir der Pfarrer allein geholfen. Es ist kein leibliches Leiden gewesen, ich habe

am Gemüthe gelitten. Wo mein Mann in den letzten Zügen gelegen ist, da ist mir etwas eingefallen, an das ich dreißig Jahre nicht mehr gedacht habe, und das gewiß meinem Manne eine schwere Todesstunde verursacht hat. In der Zeit, da ich mit meinem Manne schon verlobt war, hab' ich mich von ihm bereden lassen, wider den Willen meiner Eltern mit ihm auf eine Kirchweihe zu gehen, mehrere Stunden von meiner Heimath entfernt. Ich war die einzige Tochter in meiner Heimath. Die Magd war eben auf einige Tage zu ihren Verwandten gegangen, und so war ich allein in meiner Kammer. Es war im Anfange des Herbstes und meine Eltern waren, wie es um diese Zeit an Sonntagen der Brauch gewesen, schon sehr früh in's Bett gegangen, nachdem ich mich in meine Kammer und, wie sie meinten, in's Bett begeben hatte. Ich kleidete mich in der Kammer festtäglich an und erwartete das von meinem Verlobten mir versprochene Zeichen zum Fortgehen. Als ich den leichten Schlag am Fenster wahrnahm, entfernte ich mich mit bangem Herzen aus meiner Kammer und durch die Thüre, die in die Tenne führt, aus dem Hause. Draussen stand das Fuhrwerk, auf dem wir zur Kirchweihe fahren sollten, schon bereit. Wir fuhren in Blitzesschnelle davon. Ein Paar Mal wollte ich meinem Verlobten sagen, er soll doch wieder umkehren, mir sei gar nicht wohl bei der Sache. Er wollte davon

nichts hören, beruhigte mich, so gut es anging und führte mich auf den Tanzplatz. Hier vergaß ich alle Angst und Furcht und war, wie ich glaubte, recht von Herzen vergnügt. Wir brachen bald nach Mitternacht wieder auf und fuhren zurück nach Hause. Auf dem Rückwege glaubte ich längere Zeit, es gehe etwas Schwarzes, ich konnte nicht unterscheiden, ob ein Mensch oder ein Thier, neben dem Wagen her. Mein Verlobter hatte entsetzliche Mühe, das Pferd einzuhalten, daß es auf dem Wege blieb. Wir legten den Weg von mehr als drei Stunden in dreiviertel Stunden zurück. Ich zitterte am ganzen Leibe, als ich etwa zweihundert Schritte von meiner Heimath aus dem Wagen stieg und legte mit unendlicher Angst den kurzen Weg zum Hause meiner Eltern zurück. Es gelang mir, ganz unbemerkt wieder in meine Kammer zu kommen, wo ich mich in's Bett legte. Ich konnte keine Augenblick schlafen und sehnte mich mit unbeschreiblichem Verlangen nach dem Morgen. Als ich aufstehen wollte, vermochte ich's nicht vor lauter Mattigkeit. Der Mutter sagte ich, als sie mich zu wecken in die Kammer kam, ich sei in der Nacht krank geworden und habe eine schlechte Nacht gehabt. Sie gab mir eine Essenz und meinte, es werde bald besser werden. Ich verfiel in einen gewaltigen Schweiß und befand mich darauf wirklich wieder besser. Kein Mensch ahnte, was vorgefallen war. Als ich ein Paar Tage später meinen Ver-

lobten traf und ihm sagte, welche Angst ich gehabt und wie ich so krank geworden, tadelte er mich wegen meiner Dummheit und sagte, es sei ja gar nichts Sündhaftes geschehen. Diese Kirchweihfahrt dürften Gott und Menschen wissen. Zugleich erzählte er mir, wie ihm Alles gut geglückt und kein Mensch seine Entfernung erfahren habe. Darüber konnte er so herzlich lachen, daß ich wirklich auch der Meinung wurde, der ganze Handel sei keine Sünde und daß ich diesen Ungehorsam gegen die Eltern und dieses Hineinrennen in die Gefahr der Sünde gar nicht einmal beichtete. So oft mir die Kirchweihfahrt einfiel, dachte ich immer: es ist ja nichts Böses geschehen und schläferte mich ein in eine falsche Ruhe."

„Als mein Mann dreißig Jahre nach dieser Fahrt, an dem nämlichen Sonntage, an dem dieselbe geschehen war, nach einer längeren Krankheit recht elend wurde, und plötzlich, ehe man es vermuthete, in Zügen griff, da fiel mir auf einmal jenes frevelhafte Beginnen wie ein Zentnerstein auf's Herz. Der Mann hatte zwar die Sterbsacramente empfangen und war, wie es den Anschein hatte, ganz gut vorbereitet auf die Wanderung in die Ewigkeit; allein mir war ganz gewiß, daß er jene muthwillige Fahrt nie bereut und gebeichtet hatte. Noch in späteren Jahren konnte er davon mit großer Gleichgültigkeit reden. Er meinte, es sei dies gut gewesen,

weil er jetzt seine Buben besser überwachen könne. Ich habe nie etwas darauf gesagt. Wäre es mir aber während seiner Krankheit eingefallen, so hätte ich ihn doch darauf erinnert."

„So ist er gestorben und Gott wird ihm gnädig gewesen sein, weil er aus Unwissenheit gefehlt hat und in der Unwissenheit geblieben ist. Ich aber hab' dafür schwer büßen müssen. Ich hab' auch die größere Schuld gehabt. Oft mußte mein Mann in der Zeit der Verlobung von mir die Klage hören, daß ich immer leben müsse wie eine Klosterfrau, da doch andere Verlobte zum Tanz und zu allerlei Unterhaltungen gehen könnten. Das wird ihn auch bewogen haben, dieses Wagestück zu unternehmen. Ich will darum keine Schuld auf ihn schieben."

„Mir ist's Wochen lang bei Tag und bei Nacht immer gewesen, als wenn die ganze Hölle offen stünde und ich keinen Augenblick sicher wäre, in dieselbe hineingestürzt zu werden. Am Tage und bei Nacht glaubte ich jenes unheimliche Wesen, das neben dem Wagen hergegangen und das Pferd so scheu gemacht hat, neben mir zu sehen oder doch zu fühlen; und immer war's mir, als wolle es mich antreiben, ich sollte in's Wasser springen oder an einem Stricke mich erhängen."

„Das Schlimmste war, daß ich mir gar nicht getraute, die Ursache meiner Verzweiflung Jemand, selbst nicht dem Beichtvater, anzuvertrauen. Ich

hatte die dumme Furcht, da würde man gleich sagen, der Verstorbene sei verdammt und man würde ihn am Ende noch aus der geweihten Erde ausgraben und ihn auf dem Galgenacker eingraben."

„Da kam einst der Pfarrer zu mir und tröstete mich besonders liebevoll. Als er merkte, daß Alles bei mir nichts half, fragte er ganz freundlich: „Stasia, habt Ihr nichts auf dem Herzen, das Ihr bekennen sollt?" So hatte er mich noch nie gefragt. Mir war's, als sähe er in mein Herz hinein. „Ich will's gestehen — ich will Alles sagen — der barmherzige Gott wolle mir helfen, daß ich's sagen kann." So rief ich auf und nun erzählte ich Alles haarklar, wie ich's Euch eben erzählt habe. Darauf hat er mich gefragt, ob ich auch noch Anderes zu sagen hätte aus meinem früheren oder späteren Leben; und als ich ihm erklärte, ich wüßte nichts, ich hätte immer Alles bereut und gebeichtet, was ich als Sünde erkannt; da sprach er noch sehr ernst über jenes muthwillige Werk des Ungehorsams, fragte mich, ob ich wahre Reue darüber habe, hieß mich, als ich's unter vielen Thränen bejahte, niederknieen und ertheilte mir die Lossprechung von allen meinen Sünden. Dann betete er noch ein Gebet über mich, und von dieser Stunde an kann ich wieder leben, wenn's auch ein leidensvolles Leben ist. Aber mein Kreuz muß ich tragen bis an's Ende, und ich will es gerne tragen, damit ich in der Ewigkeit Gnade und Seligkeit erlangen möge."

„Solche Leiden, mein guter Herr, sind schwere Leiden," fuhr sie fort, „und dieselben sind nicht so selten. Da kann man sich selber nicht helfen, weil man schwach ist im Glauben und andere Leute können auch nicht helfen, wenn sie nicht starken Glauben haben. Die Weltleute mit ihren Faxen und Fabeln machen einem erst recht schwer. Da kann der Geistliche helfen, oft durch ein einziges Wort, oder durch den Segen oder durch's Gebet. Drum hab' ich Euch gesagt: Ihr sollt die Kreuzträger nicht vergessen und nicht fliehen."

Diese Rede der Frau hab' ich mir gemerkt und auch jetzt nach etlichen und zwanzig Jahren steht das ernste Bild dieser Leidenden noch lebhaft vor meinen Augen. Sie selbst ist schon längst in ihre Ruhe eingegangen und wird, wie ich zu Gott hoffe, in der Anschauung Gottes sich erfreuen mit all' Denjenigen, die aus großer Trübsal gekommen sind und ihre Kleider rein gewaschen im Blute des Lammes. In den letzten Jahren ihres Lebens kam sie, wie jene Prophetin Anna, die Tochter Phanuels, fast nie mehr aus dem Tempel, und diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht.

Eine Erfahrung anderer Art hab' ich in dieser ersten Zeit meiner Seelsorge auch gemacht, die mir wenigstens damals sehr heilsam war und mich gewiß

vor manchen thörichten Experimenten im Seelsorgerleben verwahrt hat. Damals nämlich zeigte sich unter sehr vielen Geistlichen ein besonderes Verlangen nach ausserordentlichen Erfahrungen in der Seelsorge. Man glaubte erst dann ein rechter Seelsorger zu sein, wenn man einige oder wenigstens eine auserlesene Seele unter seiner Leitung hätte, die, selber in einen höheren Zustand versetzt, auf die Umgebung und auf den Geistlichen selbst einen ausserordentlichen heilsamen Eindruck machen sollte. Und wirklich hörte man von verschiedenen Seiten her auffallende Erscheinungen. Da war eine, die schon Jahre lang nur von Luft und Wasser lebte; dort war eine andere, die, in einen sogenannten höheren Zustand versetzt, den Leuten gar eindringliche Mahnungen gab. An einem anderen Orte sprach man von Visionen und ausserordentlichen Wirkungen.

Noch vor meinem Eintritt in die Seelsorge hatte ich von den wunderbaren Visionen der gottseligen Katharina Emmerich Vieles erzählen hören und ich konnte eine gewisse Neugierde nach Erfahrungen dieser Art nicht unterdrücken. Zudem hatte ich die Geschichte der Seherin von Prevost gelesen und durch dieselbe ganz neue Aufschlüsse über die Seelenlehre gewonnen zu haben geglaubt.

Nun erfuhr ich gleich in den ersten Wochen meines Aufenthaltes bei meinem Pfarrer, daß derselbe früher eine Person in seiner Pfarrei gehabt habe,

die nicht allein mit Visionen, sondern selbst auch mit der Stigmatisation ausgezeichnet gewesen. Ich bat den Pfarrer, er möchte mich mit dieser Geschichte näher bekannt machen, was er auch that. Ich erfuhr Alles mit allen Umständen, denn der Pfarrer hatte über diese Person ein eigenes Tagebuch geführt und von Woche zu Woche an den Generalvicar seines Bischofs referirt. Dieses Tagebuch gab er mir zu lesen. Meine weiteren Fragen und Bedenken löste er mündlich. So wenig ich auch von der Sache verstand, so meinte ich doch immer, die Geschichte hätte anders behandelt werden und einen anderen Ausgang nehmen sollen. Ich war deßhalb sehr begierig, die Person selber einmal zu sehen.

Im dritten Monate meines Aufenthaltes an meinem ersten Posten bekam ich Gelegenheit, diese Person zu sehen und zu beobachten. Ihr Aeußeres machte einen widerlichen Eindruck auf mich. Weder etwas Geistreiches noch etwas Gemüthliches konnte man an ihr wahrnehmen Sie sah einer Bauernmagd von der gemeinsten Sorte gleich. Ihr ganzes Leben sei untadelich gewesen: ihre religiöse Bildung habe den Grad des Nothdürftigen nicht überschritten. So hatte man mir schon früher gesagt, und so ist es mir auch vorgekommen, wo ich sie persönlich gesehen. Sie war ganz aufgeräumt und gesprächig, als ich zu ihr kam; denn auf einmal ward sie ganz entstellt, die Haare flogen auseinander und sie gewann ein

7 *

grausiges Aussehen. Sie sagte den Leuten: Jetzt müsse sie für den Kaplan kämpfen, d. h. sein ganzes Leben, alle seine Krankheiten und was ihn immer angegangen, durchleben und das sei ihr ein entsetzlich Leiden. Sie nahm wirklich meine Manieren und Geberden in auffallend täuschender Weise an, redete meinen Dialect, wenn man sie etwas fragte, und that gerade, als wollte sie mich ausspotten. Mir ward ganz unheimlich bei der Sache. Ich lief davon und ließ sie allein kämpfen, denn ich hatte schon oft genug zu kämpfen gehabt, und sie anzusehen wäre mir kein geringer Kampf gewesen. Nach etwa drei Stunden kam ich wieder. Sie hatte sich unterdessen unzählige Male erbrechen müssen, was freilich während meines Seminariumslebens bei mir auch oft der Fall gewesen; sie hatte fürchterliche Zahnschmerzen, Ohrenweh, Brustleiden und weiß Gott was Alles gelitten und war nun bald zum Ende gekommen. Jetzt fing das Haupt an zu bluten und an beiden Händen zeigten sich kleine rothe Flecken, ungefähr wie ein würtembergisches kleines Gröschlein, aus denen Blutstropfen heraus schwitzten. Dies war bei mir Gottlob nie der Fall gewesen; außerdem hatte sie alle meine Krankheiten sehr gut, und wie man mir's berichtete, auch in chronologischer Reihenfolge durchgemacht. Wozu aber das Alles dienen sollte, war mir räthselhaft, und ich bereute es, durch mein Erscheinen bei ihr diese Leiden veranlaßt zu haben.

Mir war alle Lust vergangen, mich näher nach ihrer Geschichte zu erkundigen. Ich schrieb Alles, was ich gehört und selber beobachtet hatte, auf und schickte den Bericht an einen sehr gelehrten und in diesem Gebiete sehr erfahrenen Geistlichen, und aus diesem vor vierundzwanzig Jahren geschriebenen Bericht, der mir wieder zu Handen gekommen ist, habe ich diese Erzählung entnommen.

Später sah ich diese Person noch öfters und redete auch mehreres mit ihr. Als sie einmal bei einem Besuche in unserem Pfarrhofe gar so jämmerlich klagte über ihre Leiden und Kämpfe, sagte ich ihr: „Euch könnte geholfen werden, wenn ihr nur wolltet!“ „Ja, das will ich freilich,“ antwortete sie, „was will ich denn sonst?“ Ich fragte sie darauf: „Ist's Euch Ernst, wollt Ihr von Euren Erscheinungen, von Euren sonderbaren Sachen gar nichts mehr wissen? Wollt Ihr wieder ein einfältig frommes Leben führen, wie früher, und alles Andere bei Seite legen?“ Darauf antwortete sie: „Ja, das wäre mir doch das Fürchterlichste, wenn das Alles umsonst und nichtsbedeutend sein sollte und wenn ich diesen Trost ganz entbehren müßte.“ „Ja, da ist Euch nicht zu helfen. Ihr glaubt an dem guten Geist zu hängen, der sich als Euren Führer ausgibt, und hängt an Euch selber. Hoffart ist auch dabei.“ Darauf erhielt ich keine Antwort mehr, wie sie überhaupt das Schweigen manchmal recht gut ver-

stand, wo das Reden sie in Verlegenheit gebracht hätte.

Das Zweideutigste an der ganzen Geschichte war der gute Geist, von dem sie sagte, daß er ihr Führer sei. Dieser drang ganz besonders darauf, daß die Geschichte recht weit verbreitet wurde, gab nebst manchen guten Vorschriften auch ganz thörichte Aufträge, erklärte dann wieder: dies und dies habe nicht er, sondern der ihm feindliche Geist ihr eingegeben; er wußte aber vor diesem feindlichen Geiste nicht einmal zu warnen — kurz dieser gute Geist sammt dem bösen Geist schienen mir immer mehr nur Ein Geist, nämlich der noch ganz unentschiedene, wankelmüthige, eitle, großsprecherische Geist der Person selber zu sein.

Diese Geschichte hat mir alles Gelüsten nach solchen ausserordentlichen Erfahrungen recht herzlich verleidet. Später erfuhr ich noch, wie viel mein guter Pfarrer in dieser Angelegenheit gelitten und wie böswillige Leute es bald dahin gebracht hätten, daß er als ein erzbigotter oder ganz auf's Hirn gefallener Mann wäre abgesetzt worden, wenn nicht der ebenso gelehrte als fromme Generalvicar seine Vertheidigung übernommen und den Bischof sammt der weltlichen Obrigkeit eines Besseren belehrt hätte. Das erschreckte mich noch mehr. Als ich dann zum Ueberflusse noch erfuhr, daß diese Person auch über mich Unwahres ausgesprengt und es darauf ange-

legt habe, mich in üblen Ruf zu bringen, bekam ich einen unüberwindlichen Ekel vor all' diesen Geschichten, und ich glaube, die Furcht vor einer solchen hätte mich nicht blos aus einer Pfarrei, sondern sogar aus dem Lande vertreiben können.

Die Ueberzeugung meines Pfarrers, daß alle Erscheinungen dieser Person durchaus keine objective Wirklichkeit hatten, sondern nur Gebilde ihrer eigenen Phantasie, und daß auch ihre Blutungen und Wundenmale das Werk ihrer krankhaften Einbildung seien, wurde auch von Psychologen und Aerzten als die wahre erklärt, und ich hatte auf's Neue Ursache genug, alles Gelüsten, meinen verehrten Pfarrer in Betreff des Seelsorglichen irgendwie zu meistern, ein für allemal und gründlich in mir zu ertödten.

Eine Folge dieser Erfahrung war, daß mir in der Zukunft alles Ausserordentliche sehr verdächtig wurde. Ich konnte lange nicht dazu kommen, die Geschichte der frommen Maria Mörl, die einige Jahre später bekannt wurde und die doch einen ganz anderen Charakter hat, ganz unbefangen hinzunehmen. Die einfachen Nachrichten, die mir ein frommer und verständiger Franziscaner über sie mittheilte, sprachen mich zwar ganz anders an, als Alles, was ich von obiger Person je gehört und was ich an ihr gesehen hatte; allein erst der Augenschein konnte mich überzeugen, daß hier ein ganz anderer Grund und ein himmelweit verschiedener Verlauf sich kund gege-

ben. Hier, bei der Mörl, stimmte Alles zur Andacht; Alles an ihr war erbauend. Kein Mißton war wahrzunehmen in ihrem ganzen Wesen und in all' ihren Aeußerungen. Würdevoll und anmuthig in ihren größten Schmerzen stand sie da als das treue Abbild der Schmerzensmutter unter dem Kreuze.

Was mir am meisten wehgethan und was als ein trauriges Zeichen der Fortschritte, welche der Feind Gottes in den Künsten der Verstellung und Verführung gemacht, anzusehen ist, ist der Umstand, daß selbst die Stigmatisation profan geworden und nicht mehr ausschließliche Bevorzugung der Heiligen ist. Der heil. Martinus von Tours konnte den Satan, der ihm in Lichtherrlichkeit erschien und sich für den Heiland ausgab, mit dem Zurufe vertreiben: „Zeige mir die Wunden, wenn du der Erlöser bist; ich will keinen Erlöser ohne Wunden.“ Jetzt sind wir so weit gekommen, daß sich Phantome mit den Wunden des Heilandes darstellen und für den Erlöser sich ausgeben können, wo doch kein Gedanke von Ihm ist. Ehedem hatte man durch Vorzeigung oder Auflegung geweihter Gegenstände erprobt, ob bei solchen Erscheinungen ein guter oder ein böser Geist im Spiele sei. Die obenerwähnte Person hat mir mit sichtbarer Freude erzählt, wie ein Geistlicher mittelst ein Kreuzpartikels, den er bei sich trug, an ihr diese Probe habe anstellen wollen, ohne zu bedenken,

daß sie es recht wohl erkenne, der Kreuzpartikel, den er für einen ächten hielt, sei ein unächter.

Durch die Nachricht von diesem an sich ganz bedeutungslosen Erlebnisse möchte ich nur, was schon oft von Anderen geschehen und nie zu oft geschehen kann, vor aller Sucht nach ausserordentlichen Wegen zur Vollkommenheit recht ernstlich warnen und mir und meinen Lesern die ewigbleibende Wahrheit recht tief einprägen: „Es gibt keinen anderen Weg zum Leben und zum wahren inneren Frieden, als den Weg des heiligen Kreuzes und der täglichen Abtöddtung.“ Nachfolge Christi. 2. B. 12. c. 38.

IV.

Die letzte Schulprüfung vor der ersten Wanderung.

Ich habe schon früher erwähnt, welch' ein Held ich in der Schule gewesen, da ich als Neuling in die Seelsorge trat. Das einzige Gute, das ich in dieser Beziehung an mir hatte, war die klare Erkenntniß meiner Unwissenheit und Unbehülflichkeit. Was ich in der Theologie gelernt hatte, das konnte ich nur in denselben Worten aussprechen, in denen es mir war beigebracht worden; ich war durchaus nicht im Stande, die Sache aus der Schulsprache in die Kindersprache zu übersetzen.

Im Seminar hatte ich viele katechetische Regeln mir gemerkt; allein wenn ich mich auf dieselben besinnen wollte; so kam mir gewiß immer die ungeeignetste dieser Regeln zuerst in den Sinn und erwies sich auch sogleich als unbrauchbar für den gegebenen Fall. Unser Vorstand war der Ansicht, wer Lust und Lieb zum Schwimmen habe, der lerne es auch, sobald er in's Wasser komme, und es sei vergebliche Sache, einem Jungen das Schwimmen in der Stube zu lehren. Jene Uebung, nach welcher etliche Alumnen sich als dumme Jungen stellen und von ihren-

Mitalumnen unterrichtet werden sollten, wie Kinder unterrichtet werden, wollte er darum nicht billigen, weil Gefahr sei, diese Leute könnten in der Verstellung sich gefallen und die geheuchelte Dummheit könnte, wie bei den Bürgern von Schildburg, gar bald wirkliche Dummheit werden, was nicht zu billigen wäre, sintemalen noch immer reichlicher Vorrath an natürlicher Dummheit vorhanden sei.

Mein lieber Herr Pfarrer hatte mir schon am Tage meiner Ankunft bei ihm die Schule ganz übergeben und den Schulbesuch recht angelegentlich an's Herz gelegt. Oft, wenn ich so planlos hinarbeitete, oder bei ihm mich beklagte, es gehe mir nichts zusammen in meinem Studium, hat er mich in die Schule gewiesen; es werde gewiß wieder besser gehen, wenn ich in der Schule etwas, und wäre es auch nur Uebung im Kopfrechnen, mit den Kindern vorgenommen hätte.

Der edle Mann war in früheren Jahren selbst ausserordentlicher Schulfreund gewesen und hat es gewiß selber oft erfahren, wie heilsam der mir angerathene Schulbesuch sei. In den letzteren Jahren hatte ihm seine Kränklichkeit diese Seelsorge-Arbeit unmöglich gemacht. Um so sorgfältiger hielt er seinen Stellvertreter dazu an.

Ich war schon um des Lehrers willen recht gerne in der Schule und übernahm gleich Anfangs außer der Religionslehre auch den Unterricht der

größeren Schüler in einigen nützlichen Gegenständen. Mit diesen siebenundsiebenzig Sachen wußte mein guter Lehrer nicht viel anzufangen. Die Kinder mußten einige Fragen über Globuslehre und Constitution, über monarchische und republikanische Verfassung u. dgl. auswendig lernen, um bei der öffentlichen Prüfung etwas aufsagen zu können.

Den Unterricht in der Religion betrieb ich so gut ich's verstand, oder vielmehr, so gut ich's allmälig lernte. Ich ließ die Kinder viel Ueberflüssiges auswendig lernen, um damit Parade machen zu können am Tage der Prüfung. Diesen Unfug trieb ich übrigens nur während der letzten zwanzig Tage vor der Prüfung und bereue es heute noch, daß ich's einen Tag lang so getrieben. Während des Jahres wurde dieser Unterricht in ziemenderer Weise gegeben. Die Kinder wurden schon vom Lehrer angehalten, verschiedene Lehren und Reden Jesu aus der biblischen Geschichte dem Gedächtnisse einzuprägen. Die heilige Geschichte war ihnen aus dem oftmaligen Lesen ohnehin bekannt. Die Fragen aus dem Katechismus konnten sie der Hauptsache nach auch beantworten, wenn man nur die Fragen vernünftig zu stellen verstand. Allein gerade am letzten Punkte happerte es noch immer bei mir. Deßhalb nahm ich zur Gedächtnißtortur der lieben Kinder meine Zuflucht. Sie mußten Grund und Folge, Definitionen und Erklärung derselben auswendig lernen und mir

antworten, als hätten sie die Religionswissenschaft an der Hochschule studirt.

Die Prüfung fiel ganz gut aus. Der Lehrer war dem Inspector schon bekannt und dieser sah es gern, daß ich das Examiniren größtentheils übernahm, damit ich ihm bekannt würde und er mir eine Qualificationsnote geben könnte. Der Pfarrer war eben krank und konnte bei der Prüfung nicht gegenwärtig sein. Als es bald zu Ende ging, meinte der alte Lehrer, man sollte auch noch aus der Globuslehre, Naturlehre u. s. w. examiniren, denn auch diese Gegenstände seien gelehrt worden. Der Inspector war dessen zufrieden, setzte sich auf die Lehrkanzel und unterhielt sich mit mir und einem anderen gegenwärtigen Pfarrer, während der alte Lehrer die mit großer Mühe eingelernten Fragen stellte und die Kinder alle mit einander die Antworten darauf herabschrieen. Als es eine Zeitlang so fortgegangen war, sagte auf einmal der gute alte Inspector: „Ei! Herr Kaplan, gehen Sie hin und stellen Sie mir diese Gerbmühle; ich kann das Gerassel nicht mehr anhören.“ Nur mit der größten Anstrengung konnte ich dem Lehrer beibringen, er sollte jetzt aufhören; denn mir waren Kurbel und Hebel eingefallen, die ich vielleicht nothwendig hätte, um dieses Gangwerk wieder in die Ruhe zu bringen.

Der Inspector war wohl zufrieden, lobte die Kinder wegen ihres Fleißes und ihres guten Benehmens,

und sagte noch, daß er jetzt das zwanzigste und zugleich das letzte Mal diese Schule als Inspector besucht habe, und daß er nur den Wunsch und die Bitte zu Gott im Herzen trage, die Kinder möchten alle bei der letzten und schwersten Prüfung vor dem Gerichte Gottes so gut bestehen, wie sie heute bestanden seien. Mir sagte der edle Mann auf dem Wege noch, ich sollte mir Mühe geben, die Sprache der Kinder zu lernen, und sollte die Kinder nicht soviel damit plagen, daß sie die meinige lernten; „denn die Sprache der Kinder ist schöner als die Ihrige“ — fügte er noch etwas schalkhaft bei. Ich versprach ihm, seine Mahnung zu befolgen und bedauerte nur, daß er im nächsten Jahre nicht mehr Zeuge sein könne von meiner Folgsamkeit und Gelehrigkeit.

Seit dieser ersten Prüfung war schon bald ein Jahr vergangen, als ich von einem ehrwürdigen Herrn Decan, der schon längere Zeit mich kannte und mir sehr wohl gewogen war, die Aufforderung oder doch Aufmunterung erhielt, einen selbstständigen Posten in seinem Pfarrbezirke zu übernehmen, für den er mich höheren Orts vorschlagen werde. Ich war selber Schuld, daß mir diese Zumuthung gemacht wurde; denn ich hatte früher oft den Wunsch ausgesprochen, mit der Zeit einmal diese Seelsorgerstelle zu erhalten. Ich wußte nur, daß der Ort sehr abgelegen und einsam sei; und daß man ihn

als jenen berühmten Ort bezeichne, wo die Welt mit Brettern vernagelt und eben darum nicht mehr weiter zu kommen sei. Den Ort selber hatte ich nie gesehen. Ich hatte mir ein ganz eigenthümlich Bild davon gemacht, mit dem die Wirklichkeit in einem auffallenden Widerspruch stand. Später hab' ich einmal die mir eingebildete Einsamkeit in der Wirklichkeit gefunden, und ich habe heute noch Sehnsucht nach einem solchen Aufenthalt. Damals hatte ich mir eingebildet, in solch' einer Abgeschiedenheit könnte ich ganz den Studien leben und ein grundgelehrter Mann werden. Daß sich nicht aus jedem Klotz ein Götterbild schnitzen lasse, hab' ich freilich nicht genug erwogen, und daß eine feste Gesundheit und unverwüstliche Heiterkeit des Gemüthes dazu gehöre, um in solcher Abgeschiedenheit vor Ueberdruß und Grämlichkeit sich zu verwahren, hab' ich gar nicht in Anschlag gebracht.

Mein lieber Pfarrer wußte, daß ich nach einem selbstständigen Posten trachte, um meine kränkelnde Schwester zu mir nehmen zu können und wünschte zugleich, daß ich in die Nähe eines eifrigen und entschiedenen Seelsorgers kommen möchte, der mit väterlicher Liebe mich ertragen und mit imponirender Autorität mich leiten würde.

Er selber war während der achtzehn Monate meines Aufenthaltes bei ihm nur zu gut gegen mich gewesen. Seine Geduld hatte keine Grenzen. Wäh-

rend der ersten sieben Wochen meines Dortseins war er wegen Krankheit gar nicht in die Kirche gekommen. Die meiste Zeit mußte er das Bett hüten. Ich brachte viele Stunden an seinem Bette zu. Da erzählte ich ihm denn von meinem Seminarleben, von den lieben Freunden, die ich darin verlassen und daß ich mich wieder zurück wünschte. Ich klagte über die Leute, in die ich mich nicht finden könne, über die Kinder, die so ungeschickt seien, über den Mangel an Anregung zum Studium, über zersplitterte Zeit und dann wieder über lange Weile. Mich wundert noch, daß er mir nicht hundert Mal „behüte Gott“ gesagt und die Rückkehr in's Seminar mir zuwege gebracht hat. Er konnte Alles anhören, so dumm und grob es auch lautete; zeigte Mitleiden mit mir, daß ich nicht zufrieden sei und tröstete mich, daß es bald besser gehen werde. Ihm sei es auch recht schwer gefallen, seine Mitbrüder im Kloster zu verlassen, nachdem die Klosteraufhebung beschlossen und exequirt worden. Im Kloster habe er seine ganze Studienzeit zugebracht; im Kloster habe er seine Bildung erhalten für das Kloster; mit Leuten außer dem Kloster habe er gar nicht umzugehen gewußt; er sei erschrocken, wenn ihn Jemand angeredet habe, und in solcher Befangenheit habe er noch die Hochschule besuchen und dann in die Seelsorge eintreten müssen. Wenn man sich dem Dienste Gottes gewidmet habe, dann könne man sich in jede

Lage finden, in der man nicht gehindert werde, Gott zu dienen und für sein Seelenheil zu sorgen. Und es werde doch in seinem Hause nicht der Fall sein, daß ich an meiner Seele Schaden leiden sollte. Man müsse sich in vielen Stücken selbst verläugnen, man müsse entbehren lernen, sonst tauge man nicht für den Dienst des Herrn.

Nur wenn ich von ferne andeutete, daß mich lange Weile plagen wolle, nur dann wurde er sehr ernst, hieß mich in die Schule gehen und dann eine bestimmte Arbeit vornehmen, von der ich nicht lassen durfte, bis ich sie zu Ende gebracht hatte. Langweiligkeit sei unausstehlich an einem Geistlichen und der gerade Weg zur geistigen Verkümmerung. Auf seinen Rath hin übernahm ich den Unterricht zweier Knaben, die dem Lehrfach sich widmen wollten. Weil mein Zimmer mit dem seinigen durch eine Thüre verbunden war, die nicht gut schloß, so mußte er immer Zuhörer bei diesem Unterrichte sein. Er meinte, ich sollte mich selber dem Lehrfache an einer Lateinschule widmen, weil ich einige Lehrgabe besitze.

Als der edle Mann wieder außer Bett sein konnte, machte er sich's eigentlich zur Aufgabe, mir den Aufenthalt bei ihm recht lieb und freundlich zu machen. Er hatte ausgezeichnete historische Kenntnisse und es bedurfte nur der leisesten Anregung, so sprach er sich über einen Zeitpunkt oder über ein Ereigniß mit so tiefer Einsicht und mit solcher Klarheit

aus, daß man nur den Mangel eines größeren Auditoriums bedauern konnte.

Aber weit höher als diesen Unterricht habe ich die Ordnung meines Lebens und das Festhalten derselben, wie sein Beispiel und sein Wort es mich lehrte, anzuschlagen und ihm zu danken. Der alternde, oft kränkelnde Mann stand den ganzen Sommer über jeden Morgen um vier Uhr auf, wenn nicht Krankheit ihn hinderte, und im Winter alle Tage um fünf Uhr. So hatte er's im Kloster gelernt und so hatte er's sein Leben lang gehalten. Und jeden Morgen weihte er, nachdem er seine Gebete vollendet hatte, eine ganze Stunde der Meditation. Den ganzen Tag brachte er, die Zeit des Essens abgerechnet, auf seinem Zimmer zu. Ich mochte zu was immer für einer Stunde zu ihm kommen, ich traf ihn immer beschäftigt und voll Freundlichkeit. Jedes seiner Pfarrkinder hatte freien Zutritt zu ihm und fand Rath und Hülfe, wenn je noch zu rathen und zu helfen war, bei ihm.

„Ich schäme mich recht in's Herz hinein," sagte er mir einmal; „die Nachbarsleute haben seit drei Wochen nur mehr Gerstenmehl, und ich hab' es erst heute erfahren. Dazu ist die arme Hausmutter noch krank." Ein andermal kam er ganz niedergeschlagen zum Mittagessen. Ich fragte ihn, was doch fehle. „Hab' eben den alten Bettelmann ausgezankt und hätte wohl was Gescheidteres thun können — zudem

noch am Freitag," antwortete er; und als ich bemerkte, es sei dies doch auch ein recht unausstehlicher Mensch, der den Zank wohl verdient habe; entgegnete er: „Wer weiß, ob ich nicht weit unausstehlicher wäre, wenn ich so alt und so arm wäre." Darauf wurde er wieder heiterer und gesprächig wie gewöhnlich.

Ich hatte ihm einmal, wahrscheinlich etwas ruhmredig und selbstgefällig gesagt, ich wäre nicht mehr dazu gekommen, den zweiten Theil meiner Predigt zu schreiben und hätte doch die Predigt ohne Anstoß bis zum Schlusse halten können. Er sagte darauf nur, es könne schon Fälle geben, in denen man gehindert werde, sich gehörig vorzubereiten; allein es sei immer eine gewagte Sache, ohne gehörige Vorbereitung auf die Kanzel zu gehen. Als es mir später einmal beim Vortrag einer Predigt, die ich zwar geschrieben, aber nicht gehörig meditirt hatte, etwas hart ging, sagte er mir am Abend nach der Predigt: „Sie müssen schon die Predigt fleißig schreiben und gewissenhaft sich vorbereiten. Prediger, die sich auf den heiligen Geist verlassen und ohne Vorbereitung auf die Kanzel gehen wollen, soll man nicht hinauf lassen. Das Wort des Herrn: „Besinnet euch nicht, was ihr reden werdet," gilt nur, wenn der Bekenner Christi vor den Königen und Fürsten steht."

Und diesen lieben Mann habe ich einmal

schwer beleidiget und zwar **bei der letzten Prüfung.**

Ich hatte im zweiten Jahre die Schule besucht und den katechetischen Unterricht gegeben und andere nothwendige und unnöthige Gegenstände gelehrt, wie im ersten Jahre. Der Pfarrer war nur ein Paar Mal in die Schule gekommen. Jedesmal hatte er den Kindern recht liebevoll an's Herz gesprochen und auch einige Fragen an sie gestellt. Mir schien es, dem gelehrten und frommen Manne fehle die Popularität des Vortrages. Seine Predigten kamen mir vor, wie die Lehren des heil. Johannes vom Kreuz in seiner dunkeln Nacht, oder wie Taulers Predigten, wovon ich damals fast gar nichts erfassen konnte. Ich meinte immer, das Volk könne solche Vorträge noch weniger verstehen als ich. Daß ich mich in dieser Beziehung sehr irrte, habe ich später ausreichend erfahren. Das einfache Volk hörte ihn ungemein gerne und wurde erbaut durch seine Reden. Ja Manche erlangten wirklich eine mehr als gewöhnliche Einsicht in das christliche Leben und lebten ihrer Erkenntniß gemäß.

Nun kam der Tag der Schulprüfung und an demselben in aller Frühe kam auch der neue Schulinspector. Ich hatte mich schon lange auf diese Prüfung gefreut, denn ich glaubte mir ganz gewiß zu sein, die Kinder würden sie mit Glanz bestehen. Ich hatte während der letzten drei Monate auch in einer

benachbarten Schule, die sehr gerühmt wurde, den Religionsunterricht geben und die Kinder auf die Prüfung vorbereiten müssen. Da konnte ich bald sehen, daß die Kinder unserer Schule den Kindern der gerühmten Schule voran seien und daß eine glanzvolle Prüfung uns werden müsse. Ich hatte übermäßige Zuversicht.

Der liebe Pfarrer begleitete den Inspector zur Prüfung. Auf dem Wege sagte er demselben, daß der Kaplan statt seiner die Schule besucht und den Unterricht geleitet habe, und fragte ihn noch, ob er etwa wünsche, daß er als Pfarrer selber die Prüfung aus der Religionslehre vornehmen sollte. Der Inspector erwiederte, das stehe bei ihm, beim Pfarrer; er wolle nichts einreden, er sei überzeugt, daß der Unterricht gewiß nicht vernachläßiget worden sei u. s. w.

Der Pfarrer meinte nun, es sei des Inspectors Wunsch, daß er examinire und sagte mir, daß er es thun werde. Das war mir gar nicht recht. Ich wurde mißstimmt und die Kinder wurden muthlos, als sie den fremden Examinator und mich in meiner Verstimmung erblickten. Sie antworteten schüchtern und ließen manche Fragen unbeantwortet. Das verstimmte mich immer noch mehr, so daß ich selbst nach dem Schlusse der Religionsprüfung mich nicht mehr recht fassen konnte. Der so sicher erwartete Glanz war dahin. Die viele Mühe und Sorgfalt für die

Kinder war umsonst; die Anstrengung der Kinder selber war unbelohnt. Und das Alles durch einen einzigen Mißgriff. Der Inspector merkte es selber, daß die Kinder verzagt geworden, weil der ihnen fremde Pfarrer sie frage, und ermunterte mich, ich sollte auch Fragen stellen. Das wollte ich nicht, zum Theil aus Respect vor meinem Pfarrer, zum Theil aus Aerger über dieses Mißgeschick.

Etwa zwei Tage vor dieser Prüfung hatte ich das Anstellungsdecret auf meinen neuen Posten erhalten. Davon Veranlassung nehmend flüsterte mir Satan den Gedanken ein: „Siehe, jetzt will man dir schon zeigen, daß man dich nicht mehr brauche.“ Diesem heillosen Gedanken gab ich Raum. Der Gedanke biß sich im Innersten meiner Seele ein und wurmte drinnen und verdüsterte mein Antlitz. Dem Lehrer, der mit dieser Prüfung auch nicht recht zufrieden war und noch vor dem Mittagessen mich gefragt hatte, ob ich unwohl sei oder was mir denn fehle, hatte ich die Ursache meiner Mißstimmung gesagt und ihm zugleich auch meinen bösen Argwohn mitgetheilt. Dieser gute Mann war verständiger als ich; er schalt mich, daß ich einen so feindseligen Gedanken fassen könne und suchte mich zu beruhigen.

Nachmittags mußte in der benachbarten Schule, in der ich seit drei Monaten den Religionsunterricht gegeben hatte, die Prüfung gehalten werden. Der

Inspector aß mit uns zu Mittag und war eben am Fortgehen. Ich mußte ihn begleiten. „Nun wollen wir drüben Prüfung halten," sagte er, als er bei meinem Pfarrer sich verabschiedete. „Muß ich da examiniren oder kommt wieder ein Anderer?" fragte ich, noch während der Pfarrer neben uns stand. Das war die Explosion der unheilvollen Mine, die meinen lieben Pfarrer in der empfindlichsten Weise traf. Nur mit einem flüchtigen Blick sah ich noch sein Angesicht, auf dem die tiefste Wehmuth sich kund gab. Erst jetzt fing ich an zu ahnen, daß ich im Unrecht sei und einen Unschuldigen tief gekränkt hatte.

Der Inspector hatte meine Rede auch gehört und wußte sie zu deuten. Er hielt mir auf dem Wege mit großer Freundlichkeit und mit allen möglichen Entschuldigungsgründen für mich meinen Fehler vor und forderte mich auf, denselben durch Abbitte wieder gut zu machen.

Während des langen Nachmittags hatte ich Zeit genug, zur Besinnung zu kommen. Meine Aufmerksamkeit auf die Prüfung und meine Bethätigung bei derselben war sehr schwach. Ich examinirte die Kinder aus der Religionslehre. Die Kinder antworteten sehr gut. Die Religionsprüfung fiel besser aus als die vormittagige. Diese Wahrnehmung hätte bald dem feindseligen Geiste in mir wieder die Oberhand verschafft. Sie war ein neuer Stachel

für ihn, mich aufzuregen oder doch nicht zur ruhigen Besonnenheit kommen zu lassen. „Hast du auch nicht ganz recht, so ist doch andererseits noch mehr Unrecht. Du hast alle Ursache, über Vereitlung deiner Mühe, über Verletzung der Billigkeit und darüber zu klagen, daß den guten Kindern ihre Prüfungsfreude verdorben wurde." So flüsterte mir der böse Geist, der immer sich rechtfertiget und Entschuldigungen ohne Ende vorzubringen weiß, einen Gedanken der Bosheit um den anderen ein. Dann gedachte ich wieder, daß der Pfarrer dabei ganz unschuldig sein könne; er habe vielleicht geglaubt, er müsse Anstands halber die Prüfung vornehmen, und habe gemeint, die Kinder seien so gut vorbereitet, daß es ganz gleichgültig sei, wer sie examinire.

Der Inspector beschloß die Prüfung mit einer kurzen und herzlichen Anrede an die Kinder. Er sprach seine vollkommene Zufriedenheit aus, ermunterte die Kinder, im Fleiße anzuhalten und durch Folgsamkeit und Frömmigkeit an den Tag zu legen, daß sie nicht umsonst in die Schule gehen. Dann warnte er sie noch, sie möchten sich nichts darauf einbilden, daß sie eine gute Prüfung gemacht hätten; denn die Prüfungen seien nicht dazu bestimmt, die Schüler und die Lehrer hoffärtig zu machen oder sie in der Hoffart zu bestärken, sondern Lehrer und Schüler aufzumuntern, und wo es nothwendig sei,

zurechtzuweisen und anzuspornen, daß sie ihre Pflicht erfüllen, wie sie es vor Gott schuldig wären und vor Ihm verantworten müßten.

Dies Wort des Inspectors ward das zweischneidige Messer, das die zur Auszeitigung gelangte Eiterbeule plötzlich durchschnitt und die Heilung des schon tief eingefressenen Schadens beschleunigte. Ich konnte wenig mehr reden, eilte so schnell als möglich nach Hause, lief zum tiefgekränkten Pfarrer auf sein Zimmer und bat um Verzeihung wegen meines feindseligen Benehmens während der Prüfung, wegen meiner höhnischen Rede beim Fortgehen und wegen des ganzen Verdrusses, den ich ihm bereitet hätte. Ich erklärte, daß es gekränkter Stolz gewesen, was mich beherrscht und Alles in falschem Lichte habe blicken lassen. Ich bekannte, daß es um so unverzeihlicher sei, weil ich doch seine Lehre schon so vielfältig erfahren und von der Redlichkeit seiner Absichten mich immer überzeugt hätte. Ich schämte mich so, daß ich zum Beleidigten kaum aufzublicken mir getraute.

Als ich schluchzend und weinend zu Ende gekommen, nahm der liebe Pfarrer das Wort. „Ich habe gefehlt, daß ich die Prüfung vorgenommen. Ich hab' es nicht überlegt und hab' immer erwartet, Sie werden auch Fragen stellen und den Kindern, denen ich zu fremd bin, darauf helfen. Ich habe gemeint, der Inspector verlange es, daß ich examinire. Ich

hab' ihn nicht verstanden, was er auf meine Frage geantwortet hat. Ich habe die Schuld, daß die Prüfung nicht nach Wunsch ausgefallen, daß Sie mißstimmt und zu peinlichen Gedanken veranlaßt wurden. Ich bitte Sie, denken Sie nichts Arges; ich habe Sie immer geliebt und werde Sie jetzt um so mehr lieben. Verzeihen Sie mir, was ich gefehlt habe. Es ist aus Uebersehen geschehen."

Diese Worte schmerzten mich noch mehr, als Alles, was er mir hätte sagen können. Meine Sünde fiel mir als eine Zentnerlast auf's Herz, da ich einsah, welch einen liebevollen väterlichen Freund ich beleidiget hatte. Was ich je gegen diesen Diener Gottes gefehlt hatte, lebte auf in meiner Erinnerung. Was ich früher gar nicht als Fehler erkannt hatte, stellte sich mir in seiner ganzen Sündhaftigkeit vor Augen. Ich übersah in einem Augenblicke all' mein sündig Thun und Lassen während der achtzehn Monate meines Seelsorgerlebens, wie ich's vorher nie erkannt hatte, und hatte das Bedürfniß nach Aussöhnung mit Gott, wie noch nie in meinem Leben. Ich bat den theuren väterlichen Freund, mein Universalbekenntniß anzuhören und mir im Namen Gottes die Lossprechung zu ertheilen.

Das war das gute Ende dieser schlimmen Sache, an die ich noch immer mit tiefster Beschämung und dennoch gerne gedenke, weil ich darin die gnadenvolle Führung des Herrn über mir erkennen und anbeten

lernte. Selbst unsere Fehler weiß die ewige Weisheit uns selber zum Heile zu wenden. Und wenn ich je die unendliche Barmherzigkeit meines Gottes in einem menschlichen Bilde darstellen sollte, so müßte ich jenen tiefgekränkten Pfarrer malen, da er mit innigstem Mitleiden mein Bekenntniß anhörte und mit einem Uebermaaß von Liebe mich entschuldigte und einen Theil der Schuld auf sich nahm. — Wie liebevoll machte er mich in der Beicht aufmerksam auf mein hitzig Temperament, das beherrscht, auf mein hochfahrend Wesen, das unterdrückt und ertödtet werden müsse am Fuße des Kreuzes, auf den Mangel an Besonnenheit, die gewonnen werden müsse durch Wachen und Beten! — Was mir damals noch ganz unbegreiflich schien, das war seine eigene Anschuldigung.

Ich hatte früher öfters den pädagogischen Grundsatz aussprechen hören: „Der Vorgesetzte darf sich nie Blößen geben, und hat er sich eine gegeben, so muß er sie verdecken. Er darf nie sich selber Schuld geben vor den Untergebenen, sonst verliert er alle Autorität.“ Ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung hätte mich eines Besseren überzeugen können. Als ich noch am Gymnasium war, hatte ich einen Mitschüler, der bei unserem Lehrer gar nicht zu Gnaden kommen konnte. Immer war an ihm etwas auszusetzen und sehr oft kamen Andeutungen vor, die verrathen ließen, der sonst ganz gerechte und billig-

denkende Lehrer muthe diesem Schüler böse Dinge zu. Eines Morgens, es war schon in der Mitte des zweiten Semesters, kam der Lehrer sehr ernsthaft, die Thränen im Auge mit Mühe verbergend, in die Klasse und rief zuerst den oft getadelten Schüler auf. Dieser konnte sich nicht denken, was der Lehrer heute schon wieder gegen ihn habe, und war sehr gespannt auf Das, was kommen sollte. „Ich bin schon bald ein Halbjahr lang gegen Sie ungerecht gewesen," fing der Lehrer an, „und habe auch vor Ihren Mitschülern mich ungünstig über Sie geäußert. Jetzt sehe ich ein, daß ich im Irrthume gewesen und bitte Sie, Angesichts aller Ihrer Mitschüler, um Verzeihung." Hier hielt er inne und dem Schüler floßen die Thränen unwillkührlich. „Sie dürfen nicht weinen; das stünde mir zu," fuhr der Lehrer fort, „ich muß mich jedoch noch weiter erklären. Ich habe einen Studenten, der mit Ihnen auffallende Aehnlichkeit hat, von ihm unbemerkt einmal in schlechter Umgebung gesehen und habe Sie mit ihm verwechselt. Gewißheit hatte ich nicht und vergessen konnte ich's nicht. Nun ist Alles aufgekommen; gestern haben wir den Schurken davongejagt, und so wehe es mir sonst thut, zur Entfernung eines Studirenden mein Jawort zu geben, so hab' ich gestern mit Freud und Leid eingestimmt. Die Schlechtigkeit hat ihre Strafe empfangen und Ihnen soll die durch den Schlechten verdächtigte Ehre wieder gegeben werden.

Diese Erklärung hab' ich auch vor dem Professoren-Collegium gegeben."

Es ist noch so Manches, das ich von diesem Lehrer rühmen könnte, in meiner Erinnerung; aber keine Rede, keine gute Handlung hat mir diesen Mann so ehrwürdig gemacht, als dieser Widerruf, diese Ehrenrettung.

Schon diese einzige Thatsache hätte mir jenes Axiom der Pädagogik als ein unwahres hinstellen und mich von der Wahrheit des Gegentheiles überzeugen können. Es offenbart sich dasselbe in seiner Unhaltbarkeit und Verwerflichkeit, wenn wir bedenen, wie scharf selbst Kinder ihre Lehrer und Eltern beobachten und welch feines Gefühl sie für Recht und Unrecht haben. Das vertuschte Unrecht wird für sie zum Mörder ihres Rechtssinnes und die Vertuschung selbst wird für sie eine Aussaat der Lüge und eine Lehrmeisterin der Heuchelei. Durch das Geständniß des Unrechtes aber gewinnt der Sinn für das Rechte Kräftigung und die Wahrheit offenbaret sich in ihrer ganzen Herrlichkeit und Macht. Nur ein elender Wicht, der Lüge und Heuchelei mit der Muttermilch eingesogen, kann von solch einem Geständniß Anlaß nehmen, den Bekennenden zu verachten.

Uebrigens war das Schuldgeständniß meines beleidigten Pfarrers ein Act höherer Ordnung und Nachahmung Desjenigen, der die Sünden der Menschen auf sich genommen und den Schuldbrief, der

wider uns zeugte, mit seinem Blute am Kreuze ausgetilgt hat.

Erst jetzt erkannte ich, wie groß die Menge meiner Versündigungen an ihm und wie unüberwindlich seine Langmuth und Geduld gegen mich gewesen. Seine Nachgiebigkeit in gleichgültigen Dingen hatte keine Gränze. Ich muß hier noch Einiges von meinen Unarten erzählen, durch die ich ihm lästig werden mußte.

Der gute Pfarrer hatte die Gewohnheit, jedesmal nach dem Frühstück etwas Weniges aus einem Erbauungsbuch laut vorzulesen. Die Dienstboten, die gerade gegenwärtig sein konnten, waren die Zuhörer. Das gemeinsame Morgengebet wurde immer schon früher, nach dem Morgenessen der Dienstboten verrichtet. Einst benützte er zu dieser Lectüre ein Buch, das mich gar nicht ansprach. Ich sagte nichts darüber, ging aber mehrmal gleich nach dem Frühstück davon, ohne die Lesung abzuwarten. Ja ich eilte mit meinem Frühstück, um schneller los zu kommen. Der Pfarrer errieth die Ursache und alsbald wurde wieder eine andere Erbauungslectüre gewählt. Ebenso überließ er mir die Auswahl der Bücher, die wir Abends mit einander lasen, sowohl die von belehrendem als von erbaulichem Inhalte.

In einem anderen Falle ist jedoch mein Pfarrer fast zu weit gegangen, um Aergerniß zu verhüten. Ich bin nämlich von Natur aus ganz kärglich ausge-

stattet mit dem, was man Musiktalent heißt und hab' auch von Jugend auf gar keine Gelegenheit gehabt, das ganz schwache Talent, wenn ein solches in mir ist, auszubilden. Deßungeachtet hatte ich früher immer sehr gerne Musik und insbesondere Gesang gehört. Später hatten mir ungeschickte Leute, die Einfluß auf mich ausübten, die dumme Meinung beigebracht, das Singen, zumal religiöser Lieder sei nicht recht katholisch. Nun war aber mein Pfarrer ein Freund des Gesanges und mehrere seiner Dienstboten hatten ihre Freude am Singen religiöser Lieder. Das war mir zuwider und ich ging öfters davon, wenn ein Lied angestimmt wurde. Jetzt verstummte allmälig der Gesang im Pfarrhofe. Man hörte nur hin und wieder die Magd im Stalle und den alten Knecht in der Tenne oder mehrere zusammen auf dem Felde singen. Und das Alles um meiner Thorheit willen.

Von dieser weitverbreiteten Thorheit bin ich später durch einen Freund geheilt worden, der außerordentliches Musiktalent hatte und ein gar lieblicher Sänger war. Derselbe erzählte mir, wie viele Schläge er von seinem Vater wegen des Singens erhalten habe, und welch ein unüberwindlicher Drang zum Singen von Kindheit an in ihm gewesen. Wo er immer eine neue Melodie gehört, da habe er sie aufgefangen und heimlich gesungen. Allein oft habe er's nicht heimlich genug gehalten und da hätte es

immer wieder Schläge eingetragen. Er habe endlich denken müssen, das Singen selber sei Sünde. Der Vater aber habe es nicht so gemeint, sondern das, was er gesungen, sei Sünde gewesen. Daß der Vater es so nehme, darauf sei er bei einem eigenen Anlaß gekommen.

„Einst an einem Herbstabende,“ so erzählte er mir, „saßen wir kleineren Kinder auf der Bank vor der Hausthüre beisammen und erwarteten unseren ältesten Bruder, der noch diesen Abend von der Universität zurückkommen sollte, um bei uns Vacanz zu halten. Der Vater war in der Nähe mit Zurüstung der Ackergeräthe auf den morgigen Tag beschäftiget. Kaum erblickten wir den Bruder von Ferne herkommen, liefen wir Alle ihm entgegen, um ihn zu bewillkommen. Er war besonders freundlich und heiter und fing sogleich das bekannte Lied zu singen an:

Was kommt dort von der Höh?
Was kommt dort von der ledernen Höh?
Sa, sa, lederne Höh!

„Mir ward angst und bange, weil ich befürchtete, der Vater könnte es hören und den Bruder gleich mit bösem Zank, wenn nicht gar mit Schlägen empfangen, was uns die Freude des Wiedersehens ganz verderben würde. Ich bedeutete dem Bruder, der Vater werde das Singen hören und böse sein. Der Bruder kehrte sich nicht an meine Warnung, und das steigerte meine Angst mit jedem Schritte. Indeß hatte

der Vater den Inhalt des Liedes gehört und nichts Anstößiges darin gefunden. Auf einmal kam er von der Tenne heraus, fiel in den Gesang ein und sang aus voller Brust mit:

„Was kommt dort von der Höh'?"

„Es war das erste Mal, daß ich meinen Vater singen hörte während der zwölf Jahre meines Lebens. Ich faßte allmälig selber auch den Muth zum Singen und sang aus Leibeskräften mit dem Vater und Bruder:

„Was kommt dort von der Höh'?"

„Nachdem der Bruder von Allen im Hause war gegrüßt worden, sagte der Vater zu ihm: „Das ist gescheidt, daß du ein Lied weißt, das man mit Ehren singen kann. Ich hab' dem Kleinen schon viele Schläge geben müssen wegen der abscheulichen Lieder, deren er alle Augenblicke wieder eines daherbringt. Du sollst ihm während der Vacanz so viele Lieder lehren, als er lernen kann, damit er das ganze Jahr etwas zu singen hat."

„Welch eine Freude für mich! Jetzt durfte ich singen, ohne Schläge zu befürchten. Ich hätte gleich den Schlaf während der ganzen Nacht, auf den ich sonst viel gehalten, daran gegeben, um nur singen zu können. In aller Früh sang ich schon aus dem Bett heraus:

„Was kommt dort von der Höh'?"

„So bete doch vorher dein Morgengebet und ein Vater unser," rief mir der Vater nicht unfreundlich zu, „dann magst du wieder singen. Und dann soll dir der Bruder doch auch gescheidtere Lieder lehren, bei denen du was denken kannst."

„Erst jetzt kam ich darauf, daß man bei den Liedern auch etwas denken könne, und leider hat mir dieses Denken viele harte Kämpfe verursacht. Die abscheulichen Gassenhauer, die ich bisher gesungen, aber nicht verstanden, hatten sich meinem Gedächtnisse eingeprägt und es dauerte nicht lange, so regten sie in mir die schändlichsten Vorstellungen und Phantasien auf, die ich nur mit größter Anstrengung unterdrücken konnte. Denn gar nichts wirkt mit solcher Kraft auf das Gemüth wie der Gesang. Jetzt sah ich erst ein, warum ich Schläge bekommen, so oft ich solche Lieder sang."

Dieser liebe Freund erklärte mir, es gebe für ein Kind, das Anlage zum Singen habe, nichts so Reizendes wie den Gesang. Und wie sich die schlechten Lieder nach Inhalt und Gesangweise dem Gedächtnisse und dem Herzen einprägen und ihre heillosen Früchte tragen; eben so werden fromme Lieder, welche das Kind singen lernt, ehe es ihren Inhalt erfassen kann, die Samenkörner heiliger Gedanken, die aufblühen und zur Reife gelangen in den Jahren der Mündigkeit. Er forderte mich auf, ich sollte nach Kräften dafür sorgen, daß die Kinder solche Lieder

auswendig lernen und daß ihnen Gelegenheit gegeben werde, sie auch singen zu lernen.

Seit dieser Zeit hab ich's schon oft bereut, daß ich nicht selber mir Mühe gegeben, die schönen Lieder, die im Pfarrhofe gesungen wurden, auch zu lernen und dann zu singen, so gut ich's vermocht. Und seit dieser Zeit habe ich den Gesang geistlicher Lieder zu fördern mich bemüht, früher mit erfreulichem Erfolge, seit vielen Jahren aber ganz umsonst, weil noch zu viele Leute meiner Umgebung, wie es den Anschein hat, jene großartige Thorheit, von der ich früher befangen gewesen, als untrügliche Wahrheit und als hohe Weisheit verehren.

Der freundliche, liebevolle Pfarrer, den ich durch diese meine Thorheit gewiß oft beleidiget habe, ist indessen in die ewige Ruhe eingegangen, und wird — möge Gott es geben — in den ewigen Wohnungen des Friedens vereiniget mit den himmlischen Heerschaaren ewiges Lob singen dem barmherzigen Gott, dessen Gnade ewig währet. Den Feierabend seines zeitlichen Lebens hat er als ein Kind gefeiert. Schon ein ganzes Jahr vor seinem seligen Ende war er nicht mehr im Stande, einen zusammenhängenden Satz zu denken und auszusprechen. Nur beten konnte er noch längere Zeit und während des Betens wurde er seines Zustandes vollkommen sich bewußt. Ein Jahr vor seinem Ende, am heiligen Todestag unseres Erlösers, sah ich ihn nach dem Gottesdienste, während

dessen er in seinem Zimmer gebetet hatte, weinen wie ein Kind. Als ich ihn fragte, was ihm wohl fehle; erwiederte er: „Mir ist ganz wohl; mir geht es ganz gut.“ Ueber eine Weile sagte er: „Lieber Johann, es ist eine rechte Demüthigung für mich, daß ich so blödsinnig bin. Es ist Alles recht.“ Das waren die letzten vernünftigen Worte, die ich im Zusammenhange von ihm vernommen. „In Gottes Namen!“ sprach er wohl hundertmal alle Tage, so lange seine Zunge noch frei war, und da verklärte sich jedesmal sein zum Himmel gewendetes Antlitz. Und selbst als der Schlagfluß seine Zunge gelähmt hatte, scheint er dieses Wort noch innerlich gesprochen zu haben; denn öfters bemerkte man an ihm dieselbe Bewegung seines Hauptes, bei welcher er früher diese Worte aussprach. Mit ihm wieder vereiniget zu werden, wo ich ihn nicht mehr beleidigen kann, das hofft, dessen freuet sich meine Seele.

V.

Die Wanderung auf den zweiten Posten.

Die Aerzte sagen, das gebrochene Bein wachse, wenn es gut eingerichtet worden, so fest wieder zusammen, daß es auch beim größten Unfall nie mehr an derselben Stelle breche. Mein ganzes Wesen hat sich durch jene Aussöhnung nach der letzten Prüfung der Art mit dem Wesen meines lieben Pfarrers verbunden, daß ich mich immer nur an seiner Seite denken konnte. Diese Verbindung war später oft die Ursache, daß ich mit Anderen brechen mußte. Wer mir diesen Mann schalt oder verdächtigte, konnte auf meine Freundschaft nicht mehr rechnen. Vielleicht lag auch hierin ein versteckter Egoismus. Was durch dessen Einwirkung geschehen ist, ist Gegenstand meiner aufrichtigen Reue; das Festhalten am treuen väterlichen Freunde aber war meine Pflicht und verwahrte mich vor Gefahr und Unheil.

Ich verweilte noch etliche Tage im Hause meines edlen Freundes. Mit jedem Tage fiel mir die nahe Trennung schwerer auf's Herz. Ich bereute es, der Einladung und Aufforderung des von mir hochverehrten Decans Folge geleistet zu haben, und hätte

gerne die Sache wieder rückgängig gemacht, wenn es wäre möglich gewesen. Der Pfarrer war auch ungemein gütig gegen mich und ließ manchmal es merken, daß er mich nicht gerne entlasse. Indessen hatte er schon die Zusicherung erhalten, daß man ihm einen ihm bekannten, gar lieben und eifrigen Mann als Hülfspriester senden werde, der schon lange diesen Posten gewünscht hatte. Er konnte sich somit vollkommen beruhigen, was ihn betraf; und wenn er einen Wunsch aussprach, daß ich bleiben sollte, so konnte nur die Rücksicht auf mich ihn dazu vermögen.

Der Hauptgrund, warum ich um den mir angetragenen, selbstständigen Posten mich meldete, war der Wunsch, meine kränkelnde Schwester, die der Arbeit zu Hause nicht mehr vorstehen konnte, zu mir zu nehmen und ihr das harte Leben einigermaßen zu erleichtern, was freilich nur in sehr geringem Grade geschehen.

Diese meine liebe Schwester war in den letzten zehn Tagen meines Aufenthaltes am früheren Orte auf Besuch bei uns. Der gute Pfarrer hatte sie eingeladen, damit sie sehen könnte, wie sie in Zukunft für mich das Fleisch sieden und einfache Kost bereiten müsse, und was es in dem Hause eines Geistlichen zu thun gebe. Das dauerte bis zu meinem Abzug auf den neuen Posten, im Ganzen zehn Tage lang.

Der Umgang mit der Schwester und die Gedanken an die neu zu errichtende Haushaltung beschäftigten

mich großentheils, so daß die Angst und Sorge auf die nahe Trennung nicht recht aufkommen konnte. Was eine Hauseinrichtung Alles erfordere, begriff ich gar nicht. Ich meinte, ich könne logiren und leben wie ehedem als Student, nur mit dem Unterschiede, daß meine Schwester mir koche und mit mir esse. Ein alter Beneficiat, dem ich geklagt hatte, daß ich jetzt Hauseinrichtung kaufen müsse und gar nichts habe, erwiederte mir: „Da wird's nicht Viel brauchen. Das Nothwendigste holt man beim Hafner und da kriegt man um neun Batzen schon Viel." Das war mir ein großer Trost, und wenn die Schwester darüber jammerte, daß man so gar nichts habe, so tröstete ich sie mit den Worten: „Da geht man zum Hafner, da bekommt man um neun Batzen Viel."

Die gute Schwester hatte aber auch darüber zu klagen, daß sie so gar nichts verstehe im Kochen. Hierüber konnte ich sie leichter beruhigen; denn es war gar nicht zu besorgen, daß große Tafeln müßten gegeben oder vornehme Herrschaften sollten eingeladen werden. Sie meinte, wenn wir Beide dableiben könnten beim lieben, alten Pfarrer, dann wäre Alles recht; aber so allein, so allein und abgeschieden sein von aller Welt, das werde mir recht schwer fallen und ihr ebenfalls. Und da hatte sie vollkommen recht.

Der gute Pfarrer gab mir in diesen Tagen noch manche Lehre für mein künftiges, selbstständiges Leben. Er war mit meinem künftigen Vorstande

befreundet, ermunterte mich, demselben unbedingtes Vertrauen zu schenken, denn er sei ein ganz edler Mann, habe gründliche theologische Kenntnisse und ausgezeichnete Pastoralklugheit. Ihn sollte ich mir ganz zum Muster nehmen und immer, wenn in unser Verhältniß etwas Ungerades sich mengen wollte, sollte ich fest glauben, der Fehler liege an mir.

Dann meinte er, in der Seelsorgsthätigkeit sollte ich fortmachen, wie ich hier angefangen, nur daß ich immer fleißiger und auch vorsichtiger werden müßte. Die mir untergebenen Glieder der großen Gemeinde sollte ich alle mit gleicher Sorgfalt und Liebe pflegen, vor aller Ausscheidung und Bevorzugung Einzelner mich verwahren und immer denken, daß ich für Alle da sei. Sonst verführte ich die Einen zur Hoffart, die Anderen zum Neid und richtete Beide zu Grunde, statt ihnen zu helfen. Wo man mich rufe, sollte ich hingehen; in mein Haus sollte ich Niemand kommen lassen, außer wo es unumgänglich nothwendig sei. In schwierigeren Fällen sollte ich die Leute an meinen Vorstand weisen, und mit diesem auch über Alles mich berathen, was ich außer dem gewöhnlichen Gange zu thun habe oder wovon ich glaube, daß ich es thun müsse.

Endlich kam es zum Scheiden. Ich wurde mit der Schwester eine Strecke weit gefahren; dann gingen wir zu Fuß, sie in die Heimath, um ein Paar Tage später zu kommen, ich dem neuen Bestimmungs=

orte zu, den ich in meinem Leben noch nie gesehen. Den ersten Abend und die erste Nacht blieb ich bei meinem neuen Vorstande, etwas über eine Stunde vom künftigen Aufenthaltsorte entfernt. Mein ehemaliger Pfarrer hatte mir viele Grüße und einen Brief an ihn mitgegeben. Ich wurde recht freundlich aufgenommen und wünschte nur, in diesem friedlichen Hause, in der Nähe des liebenswürdigen Decan bleiben zu können.

Ich befand mich jetzt mitten in den Vorgebirgen der Alpen, in einem wunderlieben Kessel, den die ringsum zu einer Höhe von 3000—4000 Fuß ansteigenden Berge bildeten. Dieser Ort war mir schon von früherher bekannt und immer ein Gegenstand des Verlangens und der Sehnsucht gewesen. Was mich am meisten anzog, war der liebenswürdige Decan, der hier schon seit nahehin vierzig Jahren eine willige Heerde weidete. Die Parabel vom guten Hirten ist gewiß noch nirgends so schön in die Menschensprache und in's Menschenleben übersetzt worden, wie in diesem liebenswürdigen Seelenhirten.

Er wußte von Allem, was wissenswerth in der großen Welt draußen vorging, interessirte sich für alles Gute, wo es nur immer zum Vorschein kam, und lebte doch nur für seine Gemeinde. Wie ein glücklicher Hausvater in seiner Haushaltung das Höchste für sein Leben und in der Hausvaterpflicht das Grundgesetz für seine Thätigkeit erkennt und

jedes Gelüsten nach höherer Würde als ein falsches unterdrückt und jede Anstachelung zu einer weiteren Allerweltsthätigkeit abweist; so kannte dieser Edle nichts Höheres für sich als seine Hirtenwürde, und er wußte kein anderes Geschäft, als sein Haben und Können seinen Schäflein zu weihen und, wenn es Noth wäre, auch sein Leben hinzugeben für sie.

Er hatte noch nicht fünf und zwanzig Jahre erreicht, da war seinem Oheim, der als Pfarrer dieser Gemeinde schon fünfzig Jahre vorgestanden, die Last der Seelsorge zu schwer geworden. Der greise Hirt hatte deßhalb seinen Bischof gebeten, er möchte diese Last ihm abnehmen, und wenn es gefällig sei, sie auf die Schultern seines jungen Neffen legen. Der Bischof hat die Bitte erfüllt und den jungen Priester zum Hirten der großen Gemeinde gemacht. Und er hatte es nie zu bereuen; die Gemeinde aber hat sich dessen erfreut und den jungen Aeltesten nicht verachtet um seiner Jugend willen. Es war aber nichts zu verachten an ihm; sein ganzes Wesen war lauter wie Gold und die Weisheit des Alters schien sein Erbtheil zu sein von seiner frühesten Jugend an. Was ihm der Bischof übergeben, sah er als Lehen des Herrn seines Gottes an, und darum hielt er's so hoch in Ehren. Zudem war sein Oheim der letzte und nächste Lehensträger vor ihm gewesen, und was dieser gethan und angeordnet, das war von ihm allezeit in Ehren gehalten worden. Des Oheims Er=

werb ging auf ihn über, so im Geistigen, so im Physischen. Mit Hirtenliebe übernahm er die Sorge für die Familienhäupter, die, mit Ausnahme eines einzigen, sämmtlich vom Oheim waren eingesetzt worden in ihr Amt und betraut mit der hausväterlichen Gewalt. Mit Hirtentreue leitete er diese Häuptlinge der Gemeinde, ihnen Beistand leistend durch Rath und That. Von fünfzig Jahren abwärts waren alle Glieder der Gemeinde durch des Oheims Vermittlung wiedergeboren worden zum Leben aus Gott, und er hatte sie eingetragen in das Buch der lebendigen Glieder der Kirche Gottes. Dessen und der gesammten Hirtensorgfalt des Oheims war der Neffe ein Zeuge gewesen von Jugend auf.

Und so hatte er's gehalten schon etliche und dreißig Jahre, als ich zu ihm kam, um unter seiner Leitung einen Theil der Gemeinde geistig zu pflegen. Sein Oheim hatte nämlich seine Hirtensorgfalt mit einem segenvollen Acte abgeschlossen. Er hatte einem fern gelegenen Theile der Gemeinde all' das zeitliche Gut, das er als Pfarrer sich erspart hatte, zur Errichtung eines eigenen Seelsorgepostens übergeben, daß aus den Renten der ersparten Summe der Hülfsgeistliche besoldet werden sollte, im Falle er ein Lohndiener wäre, und daß er davon lebe, wenn er als Diener des Altares und der Gemeinde den Anspruch darauf erwerbe.

Dieser Seelsorgeposten war mir angewiesen. Die

Leute hatten von den sauer erworbenen Kreuzern und Gulden eine schöne Kirche und eine freundliche Wohnung für den Geistlichen erbaut, und waren nun froh, bei Sturm und Schnee im Winter und bei Wind und Unwetter im Sommer nicht mehr den weiten und beschwerlichen Weg in die Pfarrkirche machen zu müssen.

Das Alles hatte man mir früher schon gesagt; das Alles erfuhr ich auf's Neue am ersten Abend, den ich beim lieben Decan zubrachte. Gesehen hatte ich den Ort, wie gesagt, noch nie in meinem Leben.

Ich hatte einen Weg von sechs bis acht Stunden über Berg und Thal zurückgelegt am Tage meiner Wanderung. Ich schlief bald ein im freundlichen Pfarrhofe, und als ich erwachte, hatte die Maisonne schon lange den Horizont überschritten. Ehe ich's erwartete, kam der freundliche Decan zu mir auf's Zimmer und kündete mir an, es wäre Zeit, daß ich aufbräche, um in meiner Kirche heute zum erstenmale die heilige Messe zu lesen. Er hätte gestern noch Gelegenheit gehabt, den Leuten sagen zu lassen, der neue Expositus sei angekommen und werde wahrscheinlich heute unter ihnen sich zeigen. Es stünde keine Chaise in Bereitschaft, mich hineinzufahren in meine Einöde; der Weg wäre schlecht zum Fahren und zudem hätte man im ganzen Ort (in der Expositur nämlich) kein einziges Pferd. Das thue nichts zur Sache, meinte der liebe Decan noch, die Einsiedler wären auch nicht

in die Einöde gefahren, sondern hätten sich bequemt zu gehen. Damit ich mich nicht verirre, gebe er mir, da ihm unmöglich sei, mich zu begleiten, einen Führer mit, der des Weges ganz kundig sei. Ich sollte mich aber nicht zu lange drinnen aufhalten, damit ich früh genug käme zum Mittagessen, wozu er mich einlade.

Der bestellte Führer war nicht nothwendig; denn gerade als ich den Pfarrhof verlassen wollte, kam ein Mann von der Expositur, um mich abzuholen. Wir grüßten uns als Unbekannte, die fortan sich kennen sollten, und traten unseren Weg an. Mein Begleiter hatte wenig zu fragen und wußte wenig zu antworten. Er war einer von den Vielen, denen kein Mensch zumuthet, sie hätten das Pulver erfunden. Ich hatte somit Zeit, auf dem langen, ganz unbekannten Wege, der über eine Stunde dauerte, meinen Gedanken nachzuhängen. Hätte ich Dichtergabe gehabt, wenigstens in dem Grade, in dem ich ihren Mangel fühlte, so hätte ich auf jenem Gange Allerlei träumen und entwerfen können. Ich begnügte mich also mit dem einfachen Wahrnehmen, und was ich wahrgenommen, will ich hier beschreiben, damit Jeder sich auskennt, wenn er zufällig desselben Weges gehen sollte.

Es war ein wunderlieber Morgen am dreizehnten Mai, als ich mit dem schweigsamen Nachbarn den freundlichen Pfarrhof verließ. Was mir oft begegnet,

nämlich daß sich mir die Himmelsgegenden verrücken, das begegnete mir auch hier. Wir mußten nach Süden gehen und meinem Gefühle nach gingen wir nach Osten. Die Sonne war mir schon in aller Früh im Norden aufgegangen und der Pfarrhof, der gestern noch die Richtung nach Osten behauptet hatte, war jetzt gegen Norden gewendet. Eine solche Verrückung der Himmelsgegenden ist mir immer zuwider und macht mir einen Ort unheimlich. Ich finde mich auch später hierin nicht mehr zurecht, wenn ich auch hundertmal die Sonne habe auf- und untergehen gesehen.

Wir gingen den südlich gelegenen, höheren Bergen zu und der schweigsame Führer bezeichnete mir die zwei Berggipfel, zwischen denen wir hindurchgehen müßten, um zur Expositur zu kommen. Diese beiden Berggipfel waren sich ganz ungleich. Der südwestlich gelegene war steil und rauh, mit schwarzen Tannen bewachsen bis weit hinauf und zu oberst waren schwarze Felsenblöcke aufeinander gethürmt, aus denen noch buschig Gesträuch heraus wuchs. Auf diesem Berge sei nichts zu machen, man könne kaum das Holz gewinnen, das an ihm wachse, er sei zu jäh, bedeutete mir mein Führer. Jetzt kommt er mir immer vor, wie ein ungestümer Democrat, der nichts leiden will und sich nicht im Barte kratzen läßt. Auf dem südöstlich gelegenen Gipfel weiden die Kühe und die Geisen; wenige Tannenbäume wachsen auf

ihm. Das Futter, das hier gewonnen wird, ist ein saftloses und kümmerliches, und hat einen widerlichen Geschmack. Dieser Berg ist das vollkommene Abbild des elendesten Servilismus, wie er sich in der Umgebung kleiner und großer Tyrannen ausbildet zur Schmach des Geschlechtes der Kinder Adams.

Zwischen diesen Extremen sollte ich nun wohnen. Waren es nicht dieselben Gegensätze, die ich in mir selber zu bekämpfen hatte, seitdem ich durch Gottes Gnade zum christlichen Selbstbewußtsein gelangt bin? Sind es nicht jetzt noch die Aeußerungen des nach Niemand fragenden Eigenwillens, die meiner Seele oft die schmerzlichsten Wunden schlagen, und ist es nicht die strafwürdige Nachgiebigkeit des feigen Servilismus, worüber sich die Seele am meisten schämt?

Die beiden Berge werden am Fuße durch ein Flüßchen auseinandergehalten, daß sie nicht handgemein werden, und neben dem Flüßchen führt die schmale Straße. Das Flüßchen schlängelt daher wie ein heiteres, munteres Mädchen, dem die Unschuld der Seele aus den Augen herausschaut, das von den Nöthen und Gefahren des Lebens noch wenig oder gar nichts erfahren hat und ihres jungen Lebens sich freut, als wenn es immer so bleiben müßte. Das Flüßchen hat freilich nichts zu befürchten; denn der Democratismus gen Westen und der Servilismus gen Osten stehen beide in ihrem Grunde

fest und können sein klares Wasser nicht trüben. Anders leider ist's der armen Seele in ihrer Bedrängniß von den Ruhestörern im Inneren.

Das Sträßchen ist schmal und rauh, führt öfters an einem steilen Abhange hin, unter welchem das Flüßchen dahinfließt. Kein oder ein ganz schwaches Geländer ist auf der Seite des Abhanges befestiget, und ich dankte Gott, daß ich nicht in einer Chaise diesen Weg passiren mußte, denn ich hätte große Angst ausstehen müssen. Den schweigsamen Begleiter fragte ich: Sind da noch nie Leute hinabgestürzt, wenn sie Abends heimgegangen? Er antwortete, seines Wissens sei hier noch nie ein Unglück passirt; die Leute blieben auf der Straße, und die sei breit genug zum Gehen. Das sah ich selber, ich meinte aber etwas Anderes, was der Begleiter nicht errieth. Als ich später von der Nüchternheit der Leute dieser Gegend mich überzeugt hatte, sah ich wohl ein, daß der Begleiter mich nicht verstehen konnte. In manchen Gegenden wäre wenigstens jeden Sonntag zu befürchten gewesen, daß Einer oder Mehrere auf diesem Wege den Tod gefunden hätten.

Die Straße führte uns so nahe an den struppig bebarteten Berg hin, daß ich glaubte, wir müßten jetzt entweder in ihn hinein oder auf ihn hinauf steigen. Letzteres wäre unmöglich gewesen, denn er ist vom Fuße bis zum Gipfel so steil, daß selbst die Mittagsonne im Hochsommer ihre Strahlen ihm

nur ganz oberflächlich zusenden kann. Einen großen Theil des Winters legt er die ihm nahegelegenen Häuser ganz in Schatten, so daß man von diesen aus Monate lang die Sonne gar nicht sehen kann. Da wird denn auch dem munteren Flüßchen gar übel zu Muthe. Es erstarret auf der Oberfläche zu Eis und entsendet sein Wasser ganz heimlich weiter, aus Furcht vor dem feindseligen struppigen Berge.

Gerade zu dieser Zeit bestand gutes Vernehmen zwischen dem wilden Berge und dem anmuthigen Flüßchen. Dieses nahm all' die Bächlein, die vom Berge herabfielen in zahllosen Wasserfällen, freudig auf und lief, nachdem es dieselben aufgenommen, noch munterer seines Weges. So weiß die zum neuen Leben aus Gott erwachte Seele die in ihrem unfreiwilligen Gebiete gelegenen Neigungen und Regungen zu benützen zu ihrer eigenen Förderung. Alles muß der Gott liebenden zum Besten dienen.

Am Fuße dieses unholden Berges lagen ganze Teppiche der schönsten, lieblich duftenden Bergprimeln ausgebreitet, wie ich sie sonst nur auf hohen Bergen gefunden hatte. Diese Blumen hatte ich in früher Kindheit immer auf das Frohnleichnamsfest gepflückt auf der Spitze des heimathlichen Berges, und wo ich sie erblicke, ist mir's immer, ich müsse aus ihnen ein Kranz flechten und zur Prozession mich bereit halten. Ich glaubte immer, diese Blumen weinten, so lange sie am Stocke blieben und

seien erst dann befriediget und ganz schön, wenn sie in einem Büschel oder in einem Kranze zur Verzierung der Frohnleichnamsprozession dienen konnten. Ich pflückte mir einige, um mich etwas aufzuheitern vor dem Eintritte in die mir übergebene Kirche.

Als wir an den ersten, nahe am Berge gelegenen Häusern vorübergingen, sagte mein Begleiter: Hier geht die Sonne zwölf Wochen lang nicht auf und nicht unter: sie bleibt immer hinter dem Berge. Ich fragte ihn, ob dies der berühmte Ort sei, wo man den Namen der Sonne vergessen und sie dann nur mehr die „Warme" genannt habe. Der Begleiter meinte, das werde doch nicht sein; übrigens könne er's nicht für gewiß behaupten. Mir war bang vor der langen Zeit des Winters, während welcher ich ohne Sonne leben sollte, und selbst die lieblichen Bergprimeln konnten mich nicht recht heiter stimmen. Zum Glücke öffnete sich jetzt das Thälchen gen Süden hin, nachdem es sich auf unserem Rücken dem Anscheine nach ganz geschlossen hatte, so daß man glauben konnte, die beiden Berge, die struppig bebartete und der kahle, hätten einander umschlungen.

Sind da auch Franzosen hereingekommen in der Kriegszeit? fragte ich meinen Begleiter. Ein einziger sei einmal hereingekommen, habe er gehört, der habe aber sich nicht mehr hinausgefunden, sage man, bis man ihm den Weg gezeigt habe, berichtete mir mein Führer.

Indessen hörte ich von Ferue einen starken Wasserfall und sah schon an einer Stelle seine schäumende Fluth. Von diesem Wasserfall hatte ich schon oft gehört und war begierig, ihn zu sehen. Es war eben die Zeit, da der Schnee auf den hohen Bergen schmolz und in Folge dessen der Wasserfall reichlich versehen war mit Wasser. Majestätischer hätte ich ihn nie sehen können, als gerade um diese Zeit. Das war das Einzige in der ganzen Natur, was mich jetzt erheiternd ansprach. Das Thälchen ist zu enge, um freundlich genannt werden zu können; es ist viel mehr eine Schlucht als ein Thal. Die Vegetation ist sehr weit zurück und spärlich. Alles ist mit Steinen besäet, die in früheren Zeiten von den Anhöhen herab gestürzt sind und die weniger unebenen Flächen bedeckt haben. Nur ganz kleine Streifchen dieser schiefen Ebenen sind mit unsäglicher Mühe von den Steinen befreit und angebaut worden. Diese wenigen Gründe werden alle Jahre höchst mühsam mit Spaten umgegraben, aufgelockert und angebaut. Es war eben die Zeit, da die Leute ihren Hafer und ihre Gerste säeten. Die ganz guten Erdäpfel, die am besten gerathen, hatten sie schon eingelegt. Außerdem wird nichts angebaut. Neben diesen mit Frucht besäeten Stückchen Feldes sind eben so kleine fettgedüngte Graswiesen. Der ganze Ort, der gegen fünfzig, zum Theil zerstreut liegende Häuser zählt, hat kaum so viel angebautes Land, als an-

derwärts ein einziger Bauer besitzt. Alles übrige Gebiet ist sehr unfruchtbare Viehweide.

Diese Bemerkungen machte ich schon auf diesem ersten Gange zum Kirchlein hin. Der Wasserfall kam immer näher; zuerst wurde er in der Höhe, dann allmählig auch in der Tiefe sichtbar, und endlich erblickte ich da, wo er in die Erde zu verschwinden schien, auch die Kirche und meine künftige Wohnung. Die Leute hatten sich schon in der Kirche und bei der Kirche versammelt, und sobald man mich erblickte, fing man mit den beiden Glöcklein zu läuten an. Diese Glöcklein sind eben das schwächste am ganzen Kirchlein. Dieses selber darf wohl eher eine Kirche genannt werden; denn unzählige Pfarrgemeinden in Deutschland haben keine so große und schöne Pfarrkirche, wie diese ist. Die Kirchenthüren und den Eingang zur Wohnung hatten die Leute mit Blumenkränzen verziert; unzählige Primeln waren in die Kränze eingeflochten und die Kirche im Innern war hochfestlich hergerichtet. Man reichte mir ein Meßgewand, das die Wappen meiner ehemaligen Landesherrschaft trug und das ehedem in der Hofkapelle meiner Heimath gewesen.

Nach einem kurzen Gruße feierte ich das heilige Opfer in der schönen Kirche, die ich die meine nennen konnte, und betete zum Herrn, er wolle mein Hierherkommen und mein Hiersein mir und der ganzen Gemeinde zum Heile wenden. Ich konnte

meiner Bangigkeit nicht Meister werden und nur mit Mühe die Thränen zurückhalten. Es war mir denn doch, als wenn dies Hierherkommen mein Werk wäre und als hätte ich mir eine harte Buße auferlegt.

Nach der heiligen Messe, da ich noch längere Zeit in der Kirche mich aufhielt, theils um zu beten, theils um die Kirche näher anzusehen, fiel mir, als ich mich im Chorstuhl niedergesetzt hatte, um den schönen Hochaltar zu betrachten, ein Wort meines vorigen Pfarrers ein, das er in den letzten Tagen zu mir gesprochen. Ich hatte nämlich gerade die von Diepenbrock herausgegebenen Schriften des seligen Suso in der Hand und sah das Titelkupfer an. Dasselbe stellt den Diener Gottes in jener Vision vor, wo er, in seiner Zelle sitzend, die Engel des Himmels schaut, wie sie eben damit beschäftiget sind, ihm Rosen zuzuwerfen. Da er nicht weiß, was dieses zu bedeuten hat, wird ihm eröffnet: „Diese Rosen bedeuten Leiden und Leiden und abermals Leiden und Leiden, das dir Gott will geben, und das sind die vier Rosen an beiden Händen und Füßen." Der Diener erseufzte und sprach: „Ach, zarter Herr, daß Leiden dem Menschen so gar weh thut, und es ihn doch geistlich so schön ziert, das ist ein wunderlich Gefüge von Gott." Da ich eben dieses Bild betrachtete, sagte der liebe Pfarrer: „So müssen auch sie hinsitzen auf der Expositur mit voller Resignation an den Herrn."

Dies Wort und dies Bild war mir jetzt lebendig gegenwärtig in der Seele und stimmte mich sehr traurig, denn ich sah wohl ein, wie viel mir noch fehle, um zu einer solchen Resignation zu kommen. „So einsam, so ganz einsam und verlassen!“ So erklang es immer im Innersten meiner Seele. Wie wird mir's ergehen in dieser großen Verlassenheit! Die freundliche Kirche mit den herrlichen Statuen auf den Altären war das Einzige, was mich freute. „Ist dir auch Alles zuwider, so kannst du doch hier dich heimisch finden. Hier hast du deine Leute, mit denen du dich unterhalten kannst — den heiligen Vater Joseph, der dich als ein böses Kind neben dem Himmelskinde in seinen Schutz nimmt; den heiligen Antonius, dem du nachfolgen sollst, damit du predigen kannst mit jener Kraft, mit welcher er der Sünder Herzen tröstete und das Gemüth der Betrübten mit himmlischem Troste erheiterte. Und vor Allem hast du hier deinen gekreuzigten Heiland, der in der schwersten Verlassenheit am Kreuze für deine Sünden gebüßt hat, und seine heilige Mutter, die dir von Kindesbeinen an Mutter gewesen.“

So tröstete ich mich und ging zur Kirche hinaus. Ein Nachbar rief mich zu sich in's Haus; er habe für mich ein Frühstück bereiten lassen, ich sollte bei ihm Kaffe trinken, da ich in meiner Wohnung noch nichts bekommen, bedeutete er mir. Das war mir ein Zeichen, daß ich im Lande der Cultur sei, wie

jenen Wanderern der Galgen, den sie nach langem Umherirren in der Wildniß von Ferne erblickten. Jetzt erst gewahrte ich, daß es keine Bäume gebe im ganzen Thälchen und fragte ganz erstaunt, ob man hier noch gar nichts wisse von der Obstbaumzucht. Davon wisse man freilich, war die Antwort, und noch alle Geistlichen, die da gewesen, hätten es versucht, Bäume zu pflanzen, allein der furchtbare Wirbelwind, der hier entsetzlich tobe und stürme, lasse die Bäume nicht aufkommen. Zudem fehle es am Grunde. Die Erdscholle sei zu seicht und in die Kalksteine könnten die Obstbäume ihre Wurzeln nicht einsenken. Vor fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahren wäre ein Geistlicher da gewesen, der gar viel aufgewendet, um Obstbäume zu bekommen, aber Alles sei umsonst gewesen. So berichtete mir der Nachbar.

„Dann gibt es gewiß auch keine Singvögel hier?" fragte ich voll Besorgniß, eine schlimme Antwort zu erhalten. „Leider keine," antwortete der Nachbar, „außer ein Finkenpaar, das alle Jahre regelmäßig kommt und auf dem alten halbverdorrten Baume zwischen meinem und des Nachbars Hause sein Nest bauet und brütet." Das war noch größerer Jammer für mich als der Mangel der Obstbäume. Ich hatte gestern Abends auf dem Wege zum Decan noch Rothkehlchen im Gebüsche ihre Klagetöne und ihre herzdurchdringenden Charfreitag-Arien singen und vom Walde herab zwei Amseln sich „gute Nacht

und daß dich Gott bewache!" zurufen gehört und mich dessen herzlich gefreut. Es war mir ein großer Trost, die vertrautesten Freunde meiner Kinderjahre auch hier wieder zu finden. Auf dem Herwege zu meiner Expositur hörte ich, noch ehe die Hälfte des Weges zurückgelegt war, eine Grasmücke ihr Morgenlied singen und ein Schwarzblättlein seinen Morgenpsalm schlagen. Mein traurig Herz könnte doch einigen Trost finden in den freundlichen Melodeien, die mir diese Sänger des Himmels den ganzen Frühsommer über singen würden, hatte ich gehofft. Nun sollte auch dieser Trost mir versagt sein. Sogleich ging ich hinaus zum alten, halbdürren Baum zwischen den Häusern und begrüßte den Finken, der an seinem Neste arbeitete. Augenblicklich fing er an, aus Leibeskräften sein Stücklein zu singen und wieder zu singen; und je freundlicher ich zu ihm hinauf redete, desto näher kam er zu mir herunter und desto heller war sein Gesang. Auf einmal änderte er seine Arie und begann meinen Lieblingsschlag, den langen Webergesang, der zu den besten Finkenschlägen gehört und mir aus eigenen Gründen von Kindheit an das allerliebste gewesen. „Du bist und bleibst mein Freund an diesem einsamen Ort, wenn ich auch sonst keinen mehr bekomme!" So rief ich dem Finken zu, und er, als hätte er mich verstanden, flog fort und brachte im Augenblicke sein Weibchen auch her, um sie mir vorzustellen und mich zu bitten,

daß ich sie auch aufnehme als im Bunde die Dritte. Jetzt sprach ich auch zum Weibchen freundliche Worte und ermunterte das Männchen wieder zum Singen. Dieses aber hub wieder mit größter Freude an, nicht den matten Schlag, den ich zuerst gehört, sondern meinen lieben langen Webergesang zu singen, und das Weibchen hörte ihm gar andächtig zu, gleichsam sich verwundernd, daß er's so schön könne.

Mit diesen meinen ersten Freunden habe ich insbesondere Anfangs viel conversirt. Sie sind auch jeden Frühling fleißig wieder gekommen, haben sich auf den Hecken in meinem Garten mir angemeldet und mich jedesmal auf's Neue ihrer Freundschaft versichert. Sie gaben sich nie zufrieden, bis ich mit ihnen redete, und wenn ich sie übersehen hatte, so kamen sie an's Fenster und flatterten vor demselben, bis ich sie ansah und meine Freude über ihre glückliche Rückkehr aussprach. Ich glaube, ich wäre nie so vertraut mit einem einzelnen Finkenpaar und gleichsam darin verliebt geworden, wenn ich mehrere solche Freunde gehabt hätte. Es schien mir übrigens, auch diese gefiederten Freunde seien durch ihre Einsamkeit zu solcher Vertraulichkeit gegen mich gestimmt worden. Das arme Männchen hatte nur in ganz weiter Entfernung, auf der anderen Seite des Thälchens, ein Brüderlein, das manchmal etwas in die Nähe kam, so daß mein vertrautes Männchen seinen Schlag hören und mit ihm in die Wette singen konnte.

Sonst hatte es Niemand, der ihm respondirte; es mußte den ganzen Psalter alleinig singen, ausser ich kam zu ihm und sprach wieder einen Vers dazwischen. Manchen Tag, wenn das Brüderlein im Walde drüben sich gar nicht hören ließ und wenn ich es vergaß, es zum Singen aufzumuntern, blieb es ganz stille, bis ich ihm etwa am Abend noch zuredete. Dann suchte es noch einzubringen, was es versäumt hatte, was oft sehr schwer ging, wie wenn man in der Frühe das Officium vergessen hat.

Jetzt war es hohe Zeit, zum Decan zurückzukehren, damit er nicht mit dem Essen auf mich warten mußte. Ich grüßte die Leute, die mir am Wege begegneten und ging des Weges, auf dem ich hergekommen war, und den ich jetzt allein finden konnte. Wo ich ein Gebüsche sah, horchte ich, ob nicht irgend ein geflügelter Sänger sich hören lasse, und schaute nach allen Seiten hin, ob ich keinen sehen könnte. Erst nachdem ich die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, gewahrte ich solche und ward sehr traurig darüber, daß ich jetzt wohnen und bleiben sollte, wo nicht einmal die Vögel des Himmels eine Stätte finden.

Soll denn wirklich mein Leben ein so ganz freudenloses werden in dieser Einöde? Ist sie denn gar so abschreckend diese Waldschlucht? So dachte ich mir, den Blick aufwärts richtend zu den Wolken. Da bemerkte ich erst, welch' ein beschränkter Raum

des Himmels meinem Auge offen stünde, wie die himmelanstrebenden Berge den Himmel großentheils mir verhüllten und ich grad aufwärts blicken mußte, wenn ich den Himmel anschauen wollte. Kaum einen Quadranten mißt das Himmelsgewölbe von Südosten nach Südwesten, und nicht viel mehr beträgt der Bogen in der Richtung, welche jene durchkreuzt. Wie die cultivirte Erde nur in winzigen Streifchen und Fleckchen den Bewohnern dieses Thälchens zugemessen war, so sollten sie auch nur den kleinsten Theil des freundlichen Himmels schauen. Und ob das geistige Ackerfeld nicht eben so karg sich vorfinde, ob es nicht ebenso an Reichthum des Gemüthes fehle, so daß nicht viel auszusäen wäre in diesen Grund, und ob nicht auch das Licht des Geistes kümmerlich leuchte in den Herzen dieser in den Schatten gebannten Leute — das waren die sorglichen Gedanken, die meine Seele ängstigten und deren ich lange nicht los werden konnte. Es waren dies aber überflüssige Sorgen und vermessene Gedanken, indem ich die Natursymbolik zu buchstäblich in's geistige Gebiet hinüberspielen ließ. Hatte ja doch dort in der Wüste von Thebä der in der engsten Klause eingeschlossene Einsiedler das weiteste Herz, in dem er alle Angelegenheiten und Leiden seiner Brüder verschlossen hielt, um sie vor Denjenigen zu bringen, auf den wir, wie Gottes Wort uns gemahnt, all' unsere Sorgen werfen sollen. Und war

ja dem einfältigen Bruder, über dessen leiblichem Auge eine ewige Nacht gelegen und der in vielen Jahren nie mehr des Himmels Licht geschaut, das innere Auge so wach und klar geworden, daß er die Herzen der ankommenden Gäste, deren Namen er nicht einmal wußte, in den innersten Falten durchschaute und in die dem Allwissenden offen stehende Zukunft blickte.

Ich hatte somit Arbeit und Mühe, mich selber von meinen argwöhnischen Gedanken und eitlen Sorgen zu befreien und des Herrn und seines Volkes in Güte zu gedenken. So mit mir kämpfend und mich beruhigend, kam ich zurück zum liebenswürdigen Decan, der schon eine Viertelstunde lang mit dem Essen zugewartet hatte um meinetwillen. „Hab gedacht, es habe Ihnen drinnen so gut gefallen, daß Sie gar nicht mehr herauskommen, oder es sei Ihnen ergangen, wie man vom ersten Menschenpaare erzählt, von dem die Leute da drinnen abstammen“ — sprach der Decan sehr freundlich, nachdem wir unser Tischgebet verrichtet und uns niedergesetzt hatten. Was erzählt man denn von diesem ersten Menschenpaare? war meine Frage. Man sagt, es hätten sich in gar früher Zeit Mann und Weib da hinein verirrt, dann hätten sie sich nicht mehr herausgefunden und in Folge dessen sich entschlossen, drinnen zu bleiben und sich eine Wohnung zu bauen, erzählte der Decan. Ich

erklärte, daß mir diese Tradition durchaus nicht unwahrscheinlich vorkomme; mir wäre drinnen bald der Gedanke gekommen, ich müßte durch Zauberei daherein gebracht worden sein, weil ich mich von allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen sah und mich doch nicht erinnern konnte, daß ich beim Hereingehen über einen Berg gestiegen wäre.

Der Decan versicherte mich, so sei es Mehreren schon ergangen, und es möge mit der ursprünglichen Bevölkerung dieses Thälchens was immer für eine Bewandtniß haben, so bleibe es doch immer ein ganz eigenthümlicher Ort. Ich theilte ihm meine traurigen Beobachtungen über die gänzlich mangelnden Obstbäume und Singvögel mit und erzählte, daß man mir als Ursache dieses Mangels die rauhen Lüfte und insbesondere den bösen Wirbelwind angegeben. Der Decan sagte, es verhalte sich wirklich so, wie man mir gesagt, und überhaupt sei es eine gefährliche Sache um den Wind im Gebirge hieroben, zumal wenn er nach allen Richtungen sich hinwende. Er hätte eben jetzt viel zu kämpfen gegen ungestümen Wind in seiner Gemeinde, der recht unvernünftig die Leute aufblähe und nichts Gutes in ihnen aufkommen lasse.

Auf meine Bemerkung, daß man da drinnen gar so wenig vom lieben, blauen Himmel sehe, und daß man selbst in der Kirche, die auf beiden Seiten ausreichend mit Fenstern versehen sei, nur

auf einer Seite den Himmel anschauen könne, weil der nördlich gelegene Berg ganz hart an der Kirche dort steht, erinnerte er mich, die Leute fänden dessenungeachtet den Weg zum Himmel, und in der Kirche habe man anderswohin als zu den Fenstern hinauszuschauen. Soviel Helle aber, als man zum Beten und zum Lesen in der Kirche nothwendig habe, wäre doch immer in derselben; übrigens komme in dieser Beziehung Alles darauf an, daß es im Innern licht und helle sei.

Ich war mit all' diesen Erklärungen einverstanden und konnte nur sagen, daß ich mir diesen Ort nicht so vorgestellt hätte. Der freundliche Mann vertröstete mich, ich werde mich in Alles finden lernen; jeder Tag bringe eine Menge Dinge, die wir uns ganz anders vorgestellt oder von denen wir uns nicht einmal eine Vorstellung zu machen im Stande gewesen wären; und dennoch fänden wir, so oft wir den Tagesabschluß vor Gott machten, jedesmal ganz gewiß, daß die Erlebnisse, die unsere eigenen Gedanken und Plane durchkreuzen, gerade die segenreichsten seien.

Ich blieb den ganzen Nachmittag beim lieben Decan und unterhielt mich in ganz köstlicher Weise. Mir war immer, ich gehöre in sein Haus und hätte darin zu bleiben. Der freundliche Mann zeigte mir seine Bibliothek und manche Kunstschätze, die in seine Hand gekommen waren. Er erkun-

digte sich mit besonderer Liebe nach seinem alten Freunde, meinem ehemaligen Pfarrer und erzählte von den Besuchen, die sie in früherer Zeit, da sie näher beisammen waren, sich gegenseitig gemacht hatten und von den Erlebnissen der früheren Zeit.

Weil die Wohnung in der Expositur ganz ausgeräumt und meine Schwester mit den wenigen Habseligkeiten noch nicht angekommen war, so logirte ich noch drei Tage in dem freundlichen Pfarrhof, ging nur immer in der Früh in's dunkle Thal hinein, um die heilige Messe zu lesen und kehrte nach derselben immer sogleich wieder nach meinem Decan zurück. Nur am letzten Tage, der ein Sonntag war, blieb ich über Mittag auf meiner Expositur, weil auch Nachmittags Gottesdienst zu halten war, wie in einer Pfarrkirche.

Dieser Aufenthalt bei meinem Vorstand erleichterte mir das Angewöhnen und ließ das Heimweh nach dem verlassenen Wohnorte und nach den früheren Verhältnissen nicht zum Ausbruche kommen. Ich lernte dies liebe Haus als meine Heimath und den liebenswürdigen Decan als meinen Vater ansehen und wollte meine eigene Wohnung nur als eine Herberge benützen, wann es gerade sein müßte. Als ich dem Decan diese Entwürfe und Plane mittheilte, lächelte er darüber und meinte, das werde mir noch anders kommen, ich werde mich in mein Häuschen eingewöhnen und darin zufrieden

sein. Als Heimath könnte ich sein Haus schon darum nicht ansehen, weil es nicht einmal seine Heimath sei: zudem stehe uns Geistlichen vor allen Anderen zu, daß wir auf dieser Welt gar keine Heimath hätten und als Fremdlinge und Pilgrime vor dem Herrn wandelten, wie unsere Väter alle.

VI.

Die Schwester in der Heimath und auf der Wanderung.

Das Wohnhaus des Expositus hatte ich bisher von Aussen öfters, im Innern ein einziges Mal angesehen. Ich konnte mich nicht in den Gedanken finden, daß dies **mein** Haus werden sollte. Es kam mir immer ungefähr so vor, wie dem Dieb die Frohnfeste, an der er scheu vorübergeht, oder wie dem Pferde die Schmiede. Der erste Montag, den ich auf der Expositur verlebte, war der in der Bittwoche. Ich mußte somit in aller Frühe beim Decan aufbrechen, um die Gemeinde auf dem Bittgange zu begleiten. Wir hatten von der Kirche aus ungefähr eine Stunde weit zu gehen. Die ganze Gemeinde hielt die schönste Ordnung und Alle beteten mit Andacht. Nachdem die drei gewöhnlichen, in der ganzen Christenheit üblichen Rosenkränze gebetet waren, begannen diese Leute drei andere, die ich nie gehört hatte. Im ersten Rosenkranze betete die eine Hälfte fünfzigmal „Ehre sei Gott dem Vater und dem Sohn und dem heiligen Geist!“ und die andere Hälfte respondirte: „als sie war im Anfang, jetzt und allweg und zu ewigen Zeiten Amen.“

Nach zehnmaliger Wiederholung wurde immer ein Vater unser eingeschaltet. Beim zweiten dieser sogenannten kurzen Rosenkränze betete die eine Hälfte: „Sei gegrüßt, o du mein allersüßester Jesus!“ und die andere Hälfte antwortete: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe, o mein allerliebster Jesus!“ — wieder mit Einschaltung der fünf Vater unser. Der dritte Rosenkranz galt den armen Seelen im Fegfeuer. Für sie wurde fünfzigmal von der einen Hälfte gebetet: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe!“ „Und laß ihnen leuchten das ewige Licht!“ von der anderen Hälfte. Auch hier wurden fünf Vater unser und fünf Ave Maria eingeschaltet. In der Kirche, zu der unser Bittgang hin sich bewegt hatte, betete ich die Litanei zu allen Heiligen sammt den beigefügten Responsorien und Kirchengebeten. Die Leute beteten recht deutlich und insbesondere das Frauenvolk mit heller, klangvoller, fast singender Stimme. Nachdem ich die heilige Messe gelesen hatte, kehrten wir zurück zur Expositur.

Kaum waren wir zu Hause angekommen und kaum hatte ich beim freundlichen Nachbarn mein Frühstück verzehrt, da kam meine Schwester mit der Nachricht, der Vater werde auch bald gefahren kommen. Er werde nämlich unsere Siebensachen mitbringen, daß wir im Herrenhaus niedersitzen könnten und des Nachts Bette zum Schlafen hätten. Sie hatte sich an einen Bittgang ange-

schlossen, der eine gute Strecke desselben Weges ging und im Kirchlein am Wege mit dieser Gemeinde der heiligen Messe beigewohnt. Auch sie hatte diesen Ort noch nie gesehen, und war nicht weniger verwundert und betroffen, als ich selber. Daß sie jetzt so weit hinter dem heimathlichen hohen Berge sei, kam ihr am grausigsten vor. Daß hier auf der einen Seite nur schwarze Tannen seien bis an den Gipfel hinauf, und auf der anderen Seite unfruchtbare, mit Steinen besäete Viehweide, wollte ihr nicht gefallen. Am meisten ging ihr zu Herzen, daß wir hier so ganz allein und so fremd seien. „Mein Gott, so ganz allein! so ganz allein!" Das war ihr Ausruf, da wir die Sachen, die sie mitgeschleppt, in's Wohnhaus hineinlegten und darin uns umsahen. Wie wird es uns ergehen — erst im Winter, sagte sie, und die Thränen lagen ihr und mir in den Augen. „Wir wollen in die Kirche gehen," sprach sie jetzt, konnte es aber kaum vorbringen. „Ja, da sind wir nicht allein und da ist uns wohl" — erwiederte ich und führte die Schwester in die freundliche Kirche. Da sind wir ziemlich lang geblieben und haben, wenigstens was mich betrifft, mehr geweint, als gebetet. Und dennoch war mir wie immer, so auch diesmal, wohl in der Kirche, und als ich mich recht besinnen wollte, wußte ich gar nicht, warum ich denn weine.

Nachdem ich hinlänglich heiter geworden, be-

deutete ich der guten Schwester, wir wollten jetzt diesen Ort wieder verlassen, es werde Zeit zum Mittagessen sein. Der freundliche Nachbar hatte für uns ein Mittagessen bereiten lassen und wollte uns für heute und für die nächsten Paar Tage bewirthen. Vor der Kirchenthür draußen vertraute ich meiner Schwester an, welche Bekanntschaft ich dahier am ersten Tage schon gemacht hätte und wie ich auch sie mit meinen hiesigen Freunden bekannt machen müsse. Ich führte sie zwischen die Häuser zum alten, halbverdorrten Baume hin, rief meinem Finkenpaar und redete gar freundlich damit. Die zwei Vögelein kamen in unsere Nähe und thaten, als freute es sie, die noch nicht gesehene Schwester kennen zu lernen. Ich bat das holde Paar, fortan auch meiner Schwester gut zu sein, und versprach ihnen, wenn man mit etwas dienen könne, so werde sie es an Dienstfertigkeit nicht fehlen lassen. Für jeden Fall gehörten die Brosamen jederzeit ihnen; die sollten sie fleißig abholen. Die Schwester wurde heiter über meinem kindischen Geschwätz und meinte, ich wäre doch gar leicht zufrieden zu stellen, wenn mir die Gesellschaft dieser Vögelein genügte. Uebrigens freute sie sich dieser neuen Bekanntschaft, und als ich ihr noch erzählte, wie das Männlein mir sein Weibchen aufgeführt und empfohlen hatte, und wie es ein Verstoß gegen die Kleiderordnung gewesen wäre, wenn ich sie nicht gleich auch hieher geführt und mit meinen

guten Freunden bekannt gemacht hätte, konnte die traurige Schwester recht herzlich lachen.

Aber auch die Nachbarsleute waren recht freundlich und froh, daß der neue Expositus seine Schwester mitbringe. Sie wollten gerne geben und helfen, so viel sie könnten, sagten sie uns; wir sollten nur gerne da sein und kein Heimweh haben. Das lasse sich freilich nicht befehlen und nicht erzwingen; es sei mit diesem Heimweh wie mit einer Krankheit, die einen überfalle, wo man sie gar nicht wolle. Die Leute hätten in diesem Thälchen ein armes Leben und doch kriegten sie's Heimweh, wenn sie hinaus in's freie Land oder gar in die Unterländer-Gegenden kämen, wo man viel besser esse und überhaupt nicht so armselig lebe. Das Beste sei die Gesundheit und das Kranksein sei das ungesündeste.

Während vom Heimweh die Rede war, machte meine Schwester ein sehr ernst, fast trübselig Gesicht; die letzten Worte aber stimmten sie auf einmal wieder heiter, und lange wußte ich sie, wenn sie traurig werden wollte, nicht besser zu trösten, als daß ich ihr die tiefsinnigen Aufschlüsse des Nachbars über das Ungesunde des Krankseins in die Erinnerung zurückrief.

Meine Schwester war außer der alljährlichen Wallfahrt, die zwei Tage in Anspruch nahm und außer den zehn Tagen ihres Aufenthaltes im Pfarr-

hofe meines ersten Postens noch nie außer der Heimath übernachtet. Sie war jetzt sechs und zwanzig Jahre alt. In ihrem neunzehnten Jahre war sie schwer krank geworden, so daß man an ihrem Aufkommen verzweifelte. Noch hatte sie sich nicht von den Folgen der Krankheit erholt, als die Mutter anfing, an der Lungenschwindsucht zu kränkeln. Die Schwester war ihr Leben lang zur strengen Arbeit angehalten worden und hatte auch ihre Freude an der Arbeit. Nachdem die Mutter krank geworden, hatte sie neben der strengen Arbeit auch noch die Aufsicht über die sieben kleineren Brüder, die zu Hause waren, zu führen, und war zugleich beständig in Furcht, die liebe Mutter bald zu verlieren. Schon früher hatte mir die Schwester öfters geschrieben und geklagt, wenn ihr die Arbeit zu schwer und so gar nicht anerkannt scheinen wollte. Ich war damals noch Student und wußte ihr nicht viel Trost zu schreiben: ich schilderte ihr immer meine Arbeiten und Sorgen und Nöthen, und wie ich auch nie wisse, ob man zufrieden sei oder nicht.

Seit jener Krankheit und am Krankenbette der Mutter hatte die liebe Schwester die zeitlichen Mühseligkeiten und Leiden von einem anderen Standpunkte aus anschauen gelernt; und jetzt hörte man sie über nichts mehr klagen, als wie elend ihr ergehen werde, wenn sie die Mutter nicht mehr habe. Sie wollte gerne alle Arbeit thun und für die Brü-

der Sorge tragen und am Krankenbette der Mutter wachen, wenn sie nur die Mutter um Rath fragen, nur der Mutter Alles sagen könnte. Allein die Mutter starb, und alle Sorg und Müh, welche die Mutter bisher getragen, wurde jetzt auf ihre Schultern gelegt, und die vielen Arbeiten und Geschäfte, die sie bisher verrichtet hatte, wurden ihr nicht abgenommen. Das war ein hartes Leben — eine Last, an der zwei Personen genug zu tragen gehabt hätten. Sie erkannte das Opfer, das der Vater den Kindern brachte, indem er denselben keine Stiefmutter in's Haus bringen wollte, und war nun bereit, dem Vater und den kleineren Geschwistern zu lieb Alles zu thun und sich gefallen zu lassen, was nur immer die Verhältnisse mit sich bringen würden.

Bei all Dem war sie nicht mehr recht gesund worden nach ihrer Krankheit. In der letzten Zeit, da man für die Mutter noch auf Besserung hoffte, obgleich die Aerzte in der Nachbarschaft wenig oder keine Hoffnung mehr gaben, hatte man noch zu einem fünf Stunden weit entfernten Landarzt die Zuflucht genommen. Derselbe hatte nämlich, als man ihn zu Rathe zog, ganz gewiß zu helfen versprochen, hatte sich einmal zur Mutter fahren lassen, um sie zu sehen, und dann den Auftrag gegeben, daß man ihm alle acht Tage Bericht erstatten und Arzneien für die Kranke abholen sollte. In der frohen Hoffnung, daß Hülfe werde, machte meine Schwester

alle Wochen während des strengsten Winters diesen fünf Stunden weiten Weg in einem Tage zu Fuß hin und her, bezahlte jedesmal ungefähr einen Gulden dreißig Kreuzer für die Medicamente und für die falschen Hoffnungen, welche man ihr machte, und ging darüber fast zu Grunde, während der Mutter keine Hülfe zu Theil wurde. Oft war sie selber gar nicht wohl, und oft hätte man sie gar nicht aus dem Hause gelassen, wenn sie gesagt hätte, wie ihr wäre.

Dazu kam noch, daß sie bei dem kurzen Tag eine große Strecke des Weges zur Nachtzeit zurücklegen mußte. Der Weg führte sie an einer Schloßruine vorbei, wo es nicht ganz geheuer war. Oft hat sie in späteren Jahren noch erzählt, welche Furcht sie da ausgestanden. Die Geister, von denen man Vieles zu erzählen wußte, habe sie nie gefürchtet; aber die bösen Leute habe sie gescheut, die in der Nachbarschaft hausten. Und doch habe sie einmal auch eine Geisterfurcht angewandelt. Kaum habe sie nämlich die Anhöhe, die in die Nähe der Burg hinführe, erreicht gehabt, da habe sie auf der entgegengesetzten Seite des Schlosses, auf welcher der Weg wieder abwärts führe, ein hellbrennendes Licht erblickt, ohne sonst etwas zu sehen oder zu hören. Das Licht sei noch ferne von ihr gewesen, aber ganz gerade auf sie zugegangen. Da sei ihr bange und immer banger geworden und sie habe sich

durchaus keines Rathes vermocht. Zurückzugeben habe sie sich nicht getraut, denn sie hätte nicht gewußt, wohin? Die Häuser, zu denen sie auch nicht gerne Zuflucht genommen hätte, weil sie den Leuten darin wenig Gutes zugetraut, seien zu ferne gewesen, als daß man ihren Ruf gehört hätte. Ueber all Dem habe sie allmälig auch etwas rauschen und flüstern gehört um das Licht herum. Da habe sie halblaut zu sprechen gewagt: „Mein Jesus, was kommt da?“ Es sei noch zu ferne gewesen, als daß man sie hätte hören können. Da habe auf einmal eine freundliche, wohlbekannte Stimme gerufen: „Fürcht' dir nit, wer du immer bist, es geschieht dir kein Leid; ich bin der alte Landarzt und komm von einem Kranken.“ Jetzt habe sie gemeint, sie höre einen Engel, und wäre gern dem guten alten Mann zu Füßen gefallen. Dieser aber habe sie ausgezankt, daß sie nicht früher sich habe hören lassen, habe sie noch eine Strecke weit begleitet, bis sie schon weit über die Burg hinaus gewesen, und dann erst sei er wieder umgekehrt und seines Weges nach Hause gegangen. „'S ist freilich ein bös Ding, daß du in der Nacht den Weg machen mußt, mein Kind, nicht wegen der Geister im Schloß, denn diese Albernheit wirst du nicht glauben, sondern wegen der bösen Leute, die es bei Tag und Nacht auf den Wegen gibt. Uebrigens ist diese schlimme Waare so früh nicht auf.

Geh in Gottes Namen, und mach, daß du vor Nachtzeit zurückkommst. Ich weiß wohl, wohin du gehst, und wünsche aufrichtig, daß du Hülfe bringst der kranken Mutter." So habe der biedere Alte mit dem furchtsamen Mädchen gesprochen, da er ihr das Geleit gegeben. Drauf sei sie guten Muthes weiter gegangen, und jedesmal habe sie des braven Landarztes gedacht, so oft sie diesen Weg später je wieder gehen mußte.

„Wie wird es mir gehen, wenn ich allein bin?" Hatte sie oft an der Mutter Krankenbett dieser vorgejammert. Die Mutter hatte sie immer getröstet, daß es besser gehen werde als jetzt; denn der Vater im Himmel nehme sich der Waisen an und sie werde gewiß auch fürbitten für Alle, wenn sie zu Gott komme.

Und so ist's auch gegangen. Der Mutter Segen ruhte auf der frommen Tochter und der Mutter Gebet am Throne Gottes erflehte der Niedergebeugten unter Sorgen und körperlichen Leiden immer wieder Trost und Kraft. So hielt sie aus an der Seite des tiefbekümmerten Vaters und ward eine treue Ziehmutter ihren jüngeren Brüdern. Das Ansehen und der Ernst der verstorbenen Mutter war auf sie übergegangen; darum erlaubten sich die Geschwister nicht leicht eine Aeußerung der Unbotmäßigkeit oder Geringschätzung gegen sie. Vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht war sie im Haus und Feld, am Herde und im Webekeller mit Arbeiten über=

laden; denn was ehedem, bei Lebzeiten der Mutter, vier Schultern getragen, das ward jetzt ihr allein aufgebürdet. Oft wenn sie in später Nacht endlich zur Ruhe kam, war die Ruhe ihr neues Leiden, denn nun fühlte sie erst, welch eine Mattigkeit ihre Glieder durchziehe, und zur Ermüdung kamen noch die fast unabläßigen Zahnschmerzen und Kopfleiden.

In all' diesem Elende hatte sie lange Zeit keinen Menschen, dem sie ihr Leiden klagen durfte. Der Vater hatte ohnehin Kummer genug und war oft selber nicht wohl. Die fremden Leute und selbst die braven Verwandten wollten ihr nicht Glauben schenken, wenn sie von Krankheit redete, denn sie hatte frisches Aussehen und eine volle Gestalt, die mehr von Ueberfluß als von Mangel an Gesundheit Zeugniß zu geben schien. Sie konnte also ihr Elend nur ihrem Gott klagen und in Hingebung an Ihn die endliche, vollkommene Erlösung hoffen.

Etwas Entsetzliches wäre ihr das Sterben damals gewesen, als sie vor dem Erkranken der Mutter auf einmal in des Todes Nähe gekommen — hat sie mir öfters bekannt; aber am Kranken- und Sterbebette der Mutter habe sie Sehnsucht nach dem Tode bekommen, die sie nie mehr verlassen. Und doch hätte sie noch gerne eine ruhigere Zeit gehabt, in der sie recht eigentlich auf's Sterben sich bereiten wollte; denn daß es bald zum Sterben komme, war ihr eine ausgemachte Sache.

Nach dem Tode der Mutter hatte sie auch einen frommen und verständigen Beichtvater gefunden, der ihr vielen Trost zusprach und sie zum öfteren Empfang der heiligen Sacramente ermunterte. Das war ihr jetzt eine große Hülfe. Nun hatte sie doch einen Menschen, dem sie ihre Nöthen klagen und den sie um Trost ansprechen durfte, und dieser hörte sie und redete zu ihr im Namen Gottes.

Der Vater war mit seiner Tochter vollkommen zufrieden; auch der Fleiß in den Uebungen der Frömmigkeit war ihm ganz recht. Er war selber von ganzem Herzen fromm und kannte keine wichtigere Angelegenheit, als seine Kinder zur Frömmigkeit zu erziehen. Dann sah er auch recht wohl ein, daß seine Tochter besondere Gnade nothwendig habe, um in ihrer harten Lage aushalten zu können. Daß sie im Hauswesen nichts versäume und im Gegentheile oft noch mehr thue, als gerade nothwendig war und man von ihr erwarten konnte, sah er auch recht wohl ein und hatte darum nichts auszustellen.

Allein nicht alle Leute waren gesinnt, wie der Vater, und nicht Alle kannten meine Schwester und ihr ganzes Thun und Lassen so wie er. Es entspann sich allmälig ein feindselig Gerede über Betschwesterei und Frommthuerei, wobei sehr zu befürchten sei, daß die Leute verrückt würden. Man wußte von dieser und jener Person, daß sie ganz

schwermüthig geworden und oft der Verzweiflung nahe sei. Daß diese Leute ehevor mehr als halbverrückt gewesen, bedachte man nicht; und daß ihnen ihr schwermüthig Wesen zum Theil doch noch bleiben mußte, nachdem sie zu Dem sich gewendet, der das Menschengeschlecht von der Thorheit befreien und mit ewiger Weisheit beglücken will, das ahneten die Uebelredenden gar nicht.

Man schlug zugleich auch Lärm über frömmelnden Müßiggang und über Vernachläßigung der nothwendigen Arbeit, welche diese Scheinfrommen im Gehorsam gegen ihre Eltern verrichten sollten. Das mochte bei Anderen vielleicht mehr Schein haben; auf meine Schwester fand es durchweg keine Anwendung. Die Schwester wurde etliche Jahre nach dem Tode der Mutter und auch noch in der letzteren Zeit ihres Aufenthaltes in der Heimath manchmal von guten Freundinnen besucht, die sie von der Kirche her kannte und auch früher schon öfters auf dem Wege gegrüßt hatte. Das geschah aber nur an den Nachmittagen der Sonn- und Festtage, wo nichts zu versäumen war. Diese Freundinnen sollte die Schwester lassen und für sich allein bleiben, war der wohlberathenen Leute ernstlicher Wille; denn sonst könnte sie immer tiefer in das fromme Wesen hineinkommen und zuletzt eine Närrin werden.

Man getraute sich nicht, dem Vater darüber

Vorstellungen zu machen, weil man seinen Sinn kannte, und machte sich nun Hoffnung, mich zu gewinnen und zur nothwendigen Fürsorge für die Schwester bestimmen zu können; denn es könne mir doch nicht gleichgültig sein, ob meine Schwester bei gesundem Verstande bleibe oder eine Närrin werde, glaubte man mir zutrauen zu dürfen. Man erzählte mir darum, als ich auf etliche Tage zu meiner Primizfeier nach Hause kam, wie es jetzt allenthalben in Stadt und Land so überspannte Leute gebe, die da meinten, mit Beten sei Alles gewonnen, und die darüber die Arbeit vernachläßigten. Zudem hätten sie Bücher, wo es kapitelweise gehe und wo gar absonderliche Lehren drinn stünden, die kein vernünftiger Mensch verstehen könne. Das Allerschlimmste aber sei, daß diese Leute gar nicht mehr arbeiten mögen und bei all' ihrer Frömmigkeit durch ihren Müßiggang ein böses Beispiel geben. Ich wußte nicht, was man meinte und wo die Klagen hinaus wollten. Ich stimmte bei, daß es keine rechte Frömmigkeit sei, wenn man durch sie von der Arbeitsamkeit abgeführt werde zum Müßiggange, und gab zu, daß es aller Orts leicht solche Verirrungen geben könne. Ich wußte noch immer nicht, daß man mir selber die Augen öffnen wolle, und fragte, wo denn solche Leute zu treffen wären und wer sie in so ungeschickter Weise irre leite. Da erklärten mir die besorgten Leute, wie schwer es ihnen falle, mir dieses zu sagen,

wie sie aber es vor Gott nicht verantworten könnten, wenn sie länger schwiegen; denn es liege viel daran und es gehe mich besonders nahe an. Ich sollte es doch gut aufnehmen und es als einen Freundschafts-dienst anerkennen, was sie jetzt mit schwerem Herzen mir zu sagen hätten. Es lasse ihnen nun einmal keine Ruhe, bis es gesagt sei; drum müßten sie es sagen, und wenn's auch übel getroffen wäre. Es seien zwar mehrere andere solche Betschwestern und es habe allezeit Betschwestern gegeben, und die hätten immer etwas Besonderes gehabt und zum Arbeiten hätten sie nie viel getaugt. Aber gemeiniglich hätten diese Leute nicht viel zu verwalten und es liege am Ende nicht viel daran, ob sie etwas oder nichts, ob sie viel oder wenig thun. Ein Anderes sei es da, wovon sie mit mir reden wollten — nämlich bei meiner Schwester. Diese hätte genug zu thun, das große Hauswesen zu besorgen, sich um den Vater und um die kleinen Geschwister zu kümmern und Alles in guter Ordnung zu erhalten. In einem solchen Hauswesen gebe es viele Arbeit, wenn man Alles in gutem Stand erhalten wolle. Die Leinwand, die man noch von den Zeiten der Mutter her habe, werde bald aufgebraucht und die guten Hemden werden bald zerrissen sein, wenn man nichts nachschaffe und nicht fleißig flicke. Das werde ich schon selber sehen und hören. Es könne nicht so fortgehen, wenn die Schwe-

ster die Sache nicht anders angreife, wenn sie nicht mehr um die Arbeit als um das Beten sich kümmere. Sie wollten mich nur aufmerksam darauf machen; mit dem Vater sei darüber nicht viel zu reden, denn er habe eine zu gute Meinung von meiner Schwester.

Ich war wie aus den Wolken gefallen bei Anhörung dieser wohlgemeinten Predigt, in der es mir schien, man habe den Namen des Heiligen vergessen, von dem man predigen wollte, und muthe Alles, was man von demselben wisse, einem anderen zu, der nichts dergleichen gethan und gar nicht einmal in denselben Verhältnissen gelebt hatte, wie einst ein Kaplan von der heiligen Jungfrau und Martyrin Katharina alles Das predigte, was er von der heiligen Wittwe Katharina von Genua gelesen hatte.

Ich erklärte, ich sei ganz erstaunt über solche Reden und hätte von all' Dem noch nichts gesehen und nichts gehört. Zu Hause hätte ich Alles in bester Ordnung gefunden wie zu Zeiten der Mutter selig; von der Schwester wisse ich nur, daß sie arbeite vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht, und der Vater klage nur darüber, daß sie sich gar keine Ruhe gönne und bei ihrer Kränklichkeit sich gar nicht schone. Die Brüder, die kleineren wie die größeren, hätte ich Alle wohlgekleidet und die Kasten mit Leinwand versehen gefunden; überdem habe mir

die Schwester nebenher noch zwölf Hemden zur Ausfertigung gemacht, die sie nur zur Nachtzeit, wenn Alles schlafen gegangen war, habe nähen können.

Die Leute waren verwirrt über meine Rede, wußten gar nicht mehr fortzufahren und auch nichts entgegen zu reden, als: es gehe nun einmal solches Gerede, und man wisse doch nicht, was daran sei. Jedenfalls sei die Schwester bei den Leuten durchaus nicht mehr so beliebt, wie ehedem, und sie kümmere sich zu wenig um Diejenigen, die ihr doch die Nächsten sein sollten. Es sei gerade, als wenn sie mehr wäre, als Andere, man getraue sich kaum, sie anzureden, wenn man nicht müsse, viel weniger sich an sie anzuschließen.

Auf dieses Bekenntniß konnte ich nichts erwiedern, denn es lag eine Wahrheit darin. Die Schwester hatte in der Schule des Leidens und auf dem Wege der Frömmigkeit eine Bildung gewonnen, die sie über das Gemeine weit erhob, und es lag in ihrem Wesen etwas Ehrfurchtgebietendes, das sich der Mensch, der auf der gemeinen Straße des Weltlebens wandelt, gar nicht erklären kann, selbst wenn er die Schule der hohen und höheren und allerhöchsten Zeitbildung durchgemacht hat. Ich sagte den Leuten nur noch, sie müßten unrecht berichtet worden sein, oder es müßten hier Mißverständnisse obwalten, die ich nicht zu beleuchten vermöge. Sie möchten hierüber, wenigstens was meine Schwester

betreffe, ganz ruhig sein; es werde sich Alles von selber aufklären.

So verließ ich diese sorgfältigen Leute, mit dem festen Vorsatze, nie mehr bei ihnen einzukehren, wenn es nicht gerade sein müßte. Allein die Vorsehung hat es anders geleitet. Gerade diese Leute sind bald darauf mit vielen Leiden heimgesucht worden und haben den einzigen Trost im Jammer des zeitlichen Lebens, das vertrauensvolle Gebet zu Gott und den kindlichen Umgang mit Ihm recht gut kennen gelernt. Auch über sie ist dann manches harte Wort gefallen und manche ehrenrührige Rede gesprochen worden, da sie es nicht mehr mit Denjenigen hielten, die das Beten für etwas Ueberflüssiges oder gar für etwas Gefährliches hielten.

Die gute Schwester wußte es, daß ihr mehrere Leute selbst in unserer Verwandtschaft nicht wohlgewogen waren. Sie war jedoch liebevoll gegen Alle und beklagte sich über Niemand. Nur das bedauerte sie, daß sie mit so manchen Leuten nicht vertraulich reden könne, weil sie nicht sagen dürfe, wie ihr um's Herze sei. Da sei sie denn einsylbig und wisse nichts zu sagen, und das nähmen die Leute nicht gut auf. Ich redete ihr zu, sie sollte sich Gewalt anthun, nicht blos freundlich sich zeigen, sondern auch reden über Dies und Das, was die Leute interessire. Was man in dieser Hinsicht mit Selbstüberwindung thue, um den Leuten gefällig

zu sein, das sei nie gefehlt und sei oft das Mittel, einen Menschen nicht für sich, sondern für Gott zu gewinnen. Freilich dürfe man sich nicht in den Koth hineinlegen, um einen Anderen aus dem Kothe herauszuziehen; so müßten wohl Beide darin ersticken.

Die Schwester blieb noch ein und ein halbes Jahr in der Heimath, nachdem ich die Primiz gefeiert hatte, und wünschte, wie schon erinnert wurde, recht sehnlich, in irgend einem Winkel der Erde mit mir eine Zeitlang leben zu können. Sie war hocherfreut, als sie hörte, daß ich Expositus werde, und glaubte, nun habe die Stunde ihrer Erlösung geschlagen. Sie hatte sich das Leben in der Einsamkeit anders vorgestellt, als es jetzt in der Wirklichkeit begonnen werden sollte, und hatte nicht gewußt, mit welchen festen Banden sie an den Vater und an die Brüder, an die heimathliche Scholle und an den heimathlichen Herd gebunden war. Erst beim Scheiden fiel ihr es schwer auf's Herz, die Heimath zu verlassen.

In dieser traurigen Stimmung hatte sie in aller Frühe am Bittmontage den Vater und die Brüder verlassen und den fünf Stunden weiten Weg gemacht. Wie wird's dem Vater ergehen, was werden die Brüder anfangen, wie wird die Baase sich in das Hauswesen schicken? Das waren die sorglichen Gedanken, die ihr auf dem weiten Wege zentnerschwer auf's Herz fielen. Dann kam ihr wieder:

ich bin ja nichts und hätte ihnen nie mehr genügen können; es wird wohl besser gehen als es bisher gegangen. Wäre ihnen doch schlecht gedient gewesen, wenn sie mich als kranke Person um sich gehabt hätten. Ich werde so bald sterben. Aber wie wird's mir ergehen beim Herrn Bruder? Ich kann nichts und verstehe nichts und werde vielleicht bald recht krank und ganz untauglich zur Arbeit."

Sie hätte sich noch lange um solchen Gedanken abgeplagt und über ihren Jammer sich verelendet, da zog eben eine Gemeinde aus der Pfarrkirche aus, an der sie vorüber ging, um einen sehr weiten Bittgang zu machen. An die letzten Betenden der Gemeinde schloß sie sich als Fremde an und war von Herzen froh, aus ihrem Denken und Sinnen auf diese erhebende Weise herausgerissen zu werden. Da habe sie, wie es in der Nachfolge Christi heiße, alle ihre Sorgen auf den Herrn geworfen und recht innig zu beten vermocht. Da sei ihr dann auch leichter geworden und sie habe Muth gefaßt, bis sie auf einmal den heimathlichen großen Berg weit hinter sich und die beiden fürchterlichen Berge, den schwarzen struppigen und den kahlen wüsten vor sich gesehen. Man habe ihr gesagt, zwischen diesen Bergen müsse sie hindurch gehen und hinter denselben liege die Expositur. So weit in's Gebirge hinein war sie noch nie gekommen und sie stellte sich den Aufenthalt hinter den Bergen fürchterlich

vor. Da wäre ja gar nicht mehr zum Herauskommen, meinte sie, und die Schwermuth, die sie beim Bittgang überwunden hatte, bemächtigte sich ihrer mit erneuter Gewalt. Sehen und hören sei ihr vergangen, sagte sie, sie wisse gar nicht, wie sie hereingekommen. Erst wie sie die Kirche erblickt, sei ihr etwas leichter geworden; da hätte sie recht weinen, sich ganz ausweinen mögen, habe sich aber gescheut vor den Leuten, die da und dort vor den Häusern gestanden.

Was auf dem Wege hatte unterbleiben müssen, das war, wie schon erwähnt wurde, in der Kirche ungestört und ungehemmt nachgeholt worden, sowohl ihrerseits als meinerseits. Nun war man im Stande, Alles mit offenen Augen anzusehen und das Angenehme und Gute, das neben viel Unangenehmem und Mißlichem sich fand, doch einigermaßen anzuerkennen. Wir aßen beim freundlichen Nachbarn zu Mittag: keines hatte viel Lust zum Essen, es geschah nur, weil es eben sein mußte. Der Nachbar erzählte Manches, was uns interessirte, und fing fast alle seine Erwiderungen auf unsere Reden mit den Worten an: „Ja, es geschieht denn so.“ Das nahm sich oft wunderlich aus. Hatte er uns gefragt, ob wir uns satt gegessen, und hatten wir erklärt, wir hätten vollkommen genug gegessen; so sagte er darauf: „Ja, es geschieht denn so, daß man genug ißt.“ Später, wenn er mich

in der Früh getroffen und ich ihm die Frage: „Seid ihr schon erwacht?“ bejaht hatte, fügte er jedesmal regelmäßig bei: „Ja, ja, es geschieht denn so, daß man erwacht“ — als wenn das etwas wäre, das nur alle Monat oder höchstens alle Wochen einmal geschähe.

Nachmittags kam der Vater etwas später, als wir ihn erwartet hatten. Es hatte ihn sein Fuhrwerk aufgehalten. Wo man zwischen den zwei öfter genannten Bergen durchfährt, stehen zwei hohe Steine so nahe am Wege, daß man mit einem größeren Fuhrwerke nicht hindurchkommt. Man sagt, eine Wirthin, welche die Hände auf die Hüfte gesetzt und in dieser Stellung durchlaufen wollte, habe sich an den beiden Ellenbogen sehr wehe gethan. Das ist Uebertreibung. Das aber ist wahr, daß der Kleiderkasten meiner Schwester, der quer aufgeladen war, an beiden Seiten anstieß und die Durchfahrt unmöglich machte. Er war sehr beschädiget worden und mußte jetzt auseinander gelegt werden, damit man weiter kommen konnte. Das hat meinen Vater etwas länger aufgehalten.

Nun wurde abgeladen und Alles an Ort und Stelle gebracht. Der Vater fand Alles recht freundlich und wünschte uns Glück zu dem lieblichen Ruheplätzchen, wo wir Gott dienen und für ihn und die Geschwister fleißig beten sollten. Uns kam jetzt selber das Ganze verändert vor. Die Wohnung

hatte ein anderes Aussehen gewonnen. Man sah nicht mehr die leeren Wände. Der Vater hatte ein Kruzifix und etliche Tafeln mitgebracht, die an den Wänden aufgehängt wurden. Der theure Kasten der seligen Mutter, den sie zur Hochzeit bekommen und mit der Brautfuhr in unsere Heimath gebracht hatte, stand im schönsten Zimmer als der köstlichste Hausrath. Einen Tisch und etliche Stühle hatte der Vater gekauft, als man die Verlassenschaft eines uns sehr werthen Pfarrers versteigerte. Der liebe Pfarrer, bei dem ich ehevor gewesen, hatte mir eine Komode mitgegeben, die der Vater mit den anderen Sachen brachte, und so fand man sich unter lauter bekannten, lieben und werthen Gegenständen.

„Wie doch Alles in so kurzer Zeit sich so ganz verändert hat!“ sprachen wir zu einander, „und wie es jetzt wirklich so wohnlich geworden.“ Wir brachten freilich die Anwesenheit des Vaters zu wenig in Anschlag, und erkannten erst, nachdem er wieder fortgegangen war, daß eigentlich doch er der Hauptgrund dieser Veränderung gewesen.

Kaum war man mit Abladen und Einrichten fertig, ging der Vater, noch ehe er sich mit Speise und Trank gelabt hatte, mit uns in die Kirche. Wir waren ganz allein. Ich zündete zwei Lichter auf dem Altare an, nahm Chorrock und Stole, gab mit dem Ciborium meinem Vater und meiner Schwe-

ster den Segen, ließ es einige Zeit ausgesetzt, indessen wir in der Stille beteten, gab dann wieder den Segen, löschte die Lichter aus, legte mein Priestergewand ab und ging mit Vater und Schwester wieder in die Wohnung zurück.

Der Vater war jetzt ganz unersättlich im Lob der schönen Kirche und sagte nur immer, wie glücklich wir wären, so nahe bei der Kirche zu sein, und wie wir es hier so gut haben könnten. Er genoß noch einige Erquickung, die der Nachbar uns in's Haus brachte, machte sich dann auf, um noch vor dem Einbruche der Nacht auf die Landstraße zu kommen, und versprach beim Abschiede, so oft es ihm möglich sei, uns zu besuchen.

Dieser Abschied stimmte uns wieder etwas trübe.

Wir hatten den Vater noch eine Strecke weit begleitet und bei der Rückkehr unsere Wohnung wieder recht einsam gefunden. Der Abend verdüsterte wieder Alles, was von des Vaters Gegenwart so freundlich war beleuchtet worden, und wir hatten Mühe, uns einigermaßen heiter zu erhalten. Ich las noch das Leben des Heiligen, der auf diesen Tag in der Legende traf, betete mit der Schwester das Abendgebet und wünschte ihr eine gute Nacht und erquickenden Schlaf nach den vielen Mühen und Kümmernissen des Tages.

Am anderen Morgen traf ich die gute Schwester viel heiterer, als ich gefürchtet hatte. Der Schlaf

sei bald gekommen. Lange habe sie halb schlafend, halb wachend noch das Rauschen des Wasserfalles gehört, dann sei sie eingeschlafen und erst wieder erwacht, da sie schon einige Helle im Fenster erblickt. Das sei große Gnade und ein gutes Zeichen. Ihr Morgengebet hatte sie verrichtet und eine Arbeit lag schon zubereitet. Sie hatte jedem der Brüder noch drei Hemde machen wollen, ehe sie von ihnen scheiden sollte, und war nur mit der Hälfte fertig geworden. Jetzt mußte nachträglich noch zu Stande kommen, was in Rückstand geblieben war, und dazu gab es Zeit genug. Die Wohnung war klein, wohlaufgeräumt, denn man hatte nicht viel herum zu legen und war sehr schön ausgereiniget worden, ehe wir sie bezogen. Die Zubereitung des Mahles erforderte nicht viel Zeit, denn wir waren überein gekommen, wir wollten uns mit Mehl- und Milchspeisen zufrieden geben, weil das Fleisch nicht leicht und nicht frisch zu bekommen war.

Um sieben Uhr las ich die heilige Messe. Während derselben kam die Sonne über den Berg herüber und sagte uns, daß wir noch in der durch die Sündfluth erneuten Welt seien, in der Sonnen-Aufgang und -Untergang nach Gottes Verheißung nicht mehr aufhören sollten. Sonderbar war's, daß der Schwester ebenso wie mir den ganzen Morgen etwas abgegangen war, ohne daß wir uns sagen

konnten, was denn fehle. Draußen in der weiten Welt hatte sich die Sonne schon bald müde geschienen; uns war sie noch nicht einmal aufgegangen in unserer Bergschlucht. So war es aber nicht blos im Mai, sondern auch im Junius und Julius; nie kam die Sonne vor ein Viertel nach sieben Uhr zu unserer Wohnung und in unsere Kirche.

Die gute Schwester hatte schon gestern die freundliche Kirche als ihre Trösterin kennen gelernt und kam auch heute wieder ganz beglückt aus derselben. Mehrere Leute grüßten sie gar freundlich und wünschten ihr gutes Angewöhnen. Nach dem Frühstück, daß wir beim freundlichen Nachbarn einnahmen, sah ich mich nach meinem Finkenpaar um, das sich heute noch gar nicht hatte sehen lassen. Ich unterhielt mich eine Zeitlang damit, erzählte ihnen, daß ich gut geschlafen, daß ich und die Schwester jetzt dableiben werden und meinte, das Männlein sollte mich in der Früh besuchen und aufwecken durch seinen schönen langen Webergesang. Es fing sogleich an, meinen Lieblings-schlag ganz laut auszurufen und wollte gar nicht mehr aufhören. Unterdessen kam die Schwester und erinnerte mich, daß wir jetzt zum lieben Decan hinausgehen sollten, damit sie ihn kennen lerne.

Auf dem Wege dahin theilte ich ihr mit, was ich Alles gedacht und geträumt, als ich das erste=

mal mit meinem schweigsamen Begleiter hereingegangen. Große Freude machten ihr die lieblichen Bergprimeln, die wir am Wege fanden, und die sie beim Hereingehen gar nicht beachtet hatte. Gar so wild sei doch der Ort nicht, wie er ihr Anfangs geschienen, meinte sie jetzt, und mit Gottes Hülfe sei schon auszuhalten, wenn nur ich mich darein finde. Ich zeigte mich noch weit zufriedener, als ich wirklich war und beruhigte sie dadurch vollkommen.

Beim Herrn Decan gefiel es ihr freilich weit besser als in der Expositur. Der liebe Herr war ausserordentlich freundlich gegen sie, hieß sie zu ihm heraus kommen, wenn sie drinnen nicht mehr sein möge und sprach ihr guten Muth ein. Die alte Schwester des Herrn Decan freute sich, in meiner Schwester ein einfaches Mädchen vom Lande zu finden, da nicht so städtisch und fürnehm thue, wie die meisten Herrenköchinnen. Sie selber war gar nicht städtisch und fürnehm. Sie hatte schon über dreißig Jahre die Küche und den Stall ihres Herrn Bruders besorgt, und trug das Gewand noch immer nach demselben Schnitt, wie sie es zu Hause als Bauernmädchen getragen und wie es ihre Altersgenossen ebenfalls trugen. Ihre Kopfbedeckung war Winter und Sommer gleich — eine Pelzkappe, deren sie zwei von ihrer Mutter selig geerbt hatte, die aber nur an Festtagen getragen

wurden. Da fühlte sich meine gute Schwester ganz zu Hause, und sie meinte, wenn nur der Herr Decan mich als seinen Kaplan und seine Schwester sie als ihre Magd behielte, dann wäre gar nichts mehr zu wünschen. Allein das war eitler Wunsch. Wir mußten wieder hin, wohin wir gehörten, und gingen diesmal schon viel getroster mit einander desselben Weges, den das erste Mal jedes allein gemacht hatte.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2362
H75J8

Holzwarth, Franz Joseph
Der Judenknabe

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 03 01 001 1